

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

19. (9. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

19. (9. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. März 1901, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.

Von letzterem rühren die Mitteilungen unter 1 bis 9 her.

1. Zum Kapitel der Bauopfer teile ich mit, dass bei dem seitens des hiesigen Magistrats zwecks Gewinnung einer Baustelle für das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster ausgeführten Abbruch des Gebäudes Neue Friedrich-Strasse 86, welches dem 18. Jahrhundert angehört zu haben scheint, in dem am Nachbargrundstück No. 87 belegenen Giebel, erstes Stock, in einer zugemauerten ehemaligen Thürnische in einem Glase dicht verschlossen und in Weingeist erhalten, ein etwa 4 Monat alter menschlicher Embryo vermauert aufgefunden wurde. Das Gefäss ist ein weisses Hafenglas von 11,5 cm Höhe und 7 cm Durchmesser, mit einer Glasplatte bedeckt und mittels Wachs sehr sorgfältig verkittet. Da es nicht recht denkbar ist, dass dies Präparat auf diese umständliche Weise etwa hat beseitigt werden sollen, so liegt vielmehr die Vermutung nahe, dass es in die Klasse der Bauopfer gehört, über welche in der *Brandenburgia* mehrfach*) gesprochen worden ist. Ursprünglich hat man wirkliche Menschen oder Tiere, um den Bestand des Gebäudes zu festigen und zu sichern, vermauert; im Laufe der Zeiten sind hierfür abblasstere und mildere Formen des Opfers getreten.

Neben dem Bauopfer her gehen die eigentümlichen ebenfalls teils rituellen teils symbolischen Vorgänge, welche beim Verlegen des Grundsteins und beim Richtfest des Hauses üblich waren und zum Teil noch üblich sind. Erlauben Sie mir aus zwei berühmten Schriftstellern ein paar Beläge hier anzuführen:

Goethe in seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ (um 1809) schildert die symbolischen Vorgänge beim Grundsteinlegen (Cottasche Aug. 1854 Band 15, Seite 75 flg.) sehr anschaulich. Der Geselle sagt: „Diese metallenen zugelöteten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein mit Bezeichnung seines Geburtsjahres; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art in diesem Jahre geprägt; alles dieses erhielten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier

*) Ueber Bauopfer vgl. *Brandenburgia* IV. 252; VIII. 414; IX. 5 und 358.

mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge.“

Es werden nun noch Uniformknöpfe, Haarkämme, Riechfläschchen, von Ottilien sogar die goldene Halskette geopfert, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte.

Dann trinkt der junge Gesell auf das Wohl der Anwesenden und wirft das für Eduarden in seiner Jugend gefertigte, mit den verschlungenen Buchstaben E und O verzierte Glas fort. Es zerschellt — als böses Omen — nicht, wird vielmehr von einem der Arbeiter aufgefangen und später von Eduard (S. 145 u. 258) wieder erworben.

Dies hätte Eduard nach dem Volksglauben nicht thun sollen, denn es ist ein Unglücksglas, dessen Opferung die Gottheit verschmäht hat. Das bewahrheitet sich in dem unglücklichen Ende Eduards, der zu seinem Entsetzen kurz vor dem Tode noch erfährt, dass ein Kammerdiener das echte Glas unlängst zerbrochen und ein ähnliches untergeschoben habe (S. 312).

In Wilhelm Meisters Lehrjahren (1778 begonnen) wird gerade umgekehrt bei einem Gelage des Guten zuviel gethan und in der Begeisterung nicht bloss Glas auf Glas durch die Fensterscheiben auf die Gasse geworfen, sondern schliesslich der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen (a. a. O. Bd. 16 S. 145).

Ich verweise im übrigen auf meine Angaben in der *Brandenburgia* IV S. 250 u. 253.

In sehr anschaulicher Weise schildert ferner vortrefflich der 1818 zu Oberplan in Böhmen geborene Adalbert Stifter, *Studien, Die Mappe meines Urgrossvaters*“, die Vorgänge beim Richten des Hauses und Verlegen des Grundsteins (S. 113 flg.) sehr anschaulich aus Deutsch-Böhmen um 1740:

„Als die letzte Sparre aufgerichtet worden war, an welcher der Fichtenwipfel befestigt war, an dem die bunten Bänder wallten, vorzüglich rot- und blauseiden, als man unten die erste Latte angenagelt hatte, dann sogleich an ihr die nächst obere, und als es mit den vielen Händen, die beschäftigt waren, im Taktschlage rasch aufwärts ging, bis endlich die oberste und letzte am First befestigt war, und die drei Daraufschläge als Zeichen, dass es nun vollendet sei, nach den rollenden Axtschlägen noch einzeln erschollen waren, da erhob sich ein Zimmergeselle neben dem Fichtenwipfel in seinem Sonntagsstaate, von dessem Hute zwei lange rote und blaue seidene Bänderenden herunter hingen, am Rande des Brettes stehend, das man über die obersten Querbalken der Sparren gelegt hatte, und sagte den Zimmermannsspruch auf uns herunter, die wir im Grase standen und hinauf schauten. Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Krystallflasche, die hinter ihm auf dem Brette gestanden hatte, schenkte sich

aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt, und trank den Wein auf uns herunter grüssend aus. Dann warf er das leere Glas hoch in einem Bogen in das Eichenhaag hinüber, dass es in den Aesten zerschellte. Hierauf reichte er die Flasche dem zunächst hinter ihm auf dem Brette stehenden, welcher sich auch ein Glas schenkte, austrank, und das Glas in den Eichenhaag warf. Und so thaten alle hintereinander auf dem Brette stehenden Gewerksgelesen, bis es auf den letzten kam. Dieser nahm die Flasche, die bei ihm leer geworden war, zu sich. Die leere Flasche wurde dem Bauherrn übergeben, weil in sie Dinge verschiedener Art gethan, sie dann verschmolzen und in den Grundstein vergraben werden sollte, wenn man sein Fest feiern würde.“

Einige Zeit darauf wurde das Fest der Grundsteinlegung des Hauses gefeiert.

„Es waren ungefähr die nämlichen Menschen zugegen, wie damals, da der Zimmermannspruch bei der Aufstellung des Dachstuhls abgehalten wurde. Man öffnete die Marmorplatte des Steines, der unter dem Haupteingange lag. Unter der gehobenen Marmorplatte kam ein hohler Würfel, ebenfalls aus Marmor, zum Vorscheine, der durch eine sehr starke Glasplatte geschlossen war. Als man auch diese Platte gehoben hatte, zeigte sich der hohle Raum, der bestimmt war, die Gedenksachen, die man hinein thun wollte, aufzunehmen. Der Raum war ganz mit Glas, welches nämlich gar keiner Art Fäulnis unterliegt, gefüttert.*) Man stellte die Flasche, aus welcher der Zimmermann bei seinem Dachstuhlspruch Wein eingeschenkt hatte, in den hohlen Raum. In der Flasche waren alle Silber- und Goldmünzen enthalten, welche jetzt gangbar sind, und ihr Gepräge war von dem letzten Jahre, dann war ein viereckiges Goldstück dabei, eigens zu dem Zwecke gemacht, dass darin der Jahrestag der Grundsteinlegung geschnitten wurde**), dann lag noch ein Pergament in der Flasche, auf welchem die notwendigen Dinge des Herganges aufgeschrieben waren. Die Flasche ist am Munde ihres Halses mit einem Glasstück zugeschmolzen worden. Da dieses Denkmal hineingestellt worden war, legten viele der Anwesenden auch noch Dinge dazu, die sie entweder schon deshalb mitgebracht hatten, oder die ihnen erst jetzt einfielen. Ein Buch, einen kleinen Ring, eine Mundschale von Porzellan, einen Uhrschlüssel, beschriebene Blätter, einer warf eine Rose hinein, die er aus einem Gewächshause mit hierher gebracht hatte, und die

*) Dies gilt nur von Hohlgläsern (Flaschen, Phiolen u. dergl.), nicht von Glasplatten, insbesondere Fensterscheiben, die, wie ich bei Ausgrabung von Fensterscheiben in Kirchenruinen pp. in den verschiedensten Gegenden, auch in der Provinz Brandenburg gesehen, ganz amorph, bröcklich und braunschwarz werden, dass man die Masse kaum für Glas halten möchte. Ferner kommt es auf die Zusammensetzung an; hartes Kron- oder Flint-Glas hält sich besser in der Erde als weiches bleiiges Glas. Manche Glasschlacken wittern so seltsam aus, dass man sie für natürliche Erzeugnisse, sogar als Meteorite gehalten hat, wie die in gewissen Strichen Böhmens und Mährens vorkommenden, Moldavite genannten Rückstände alter Glashütten.

E. Friedel.

**) Eine quadratförmige sogenannte „Klippe“; die Schrift darauf verläuft nicht parallel zu den Ränden, sondern rechtwinklig quer durch.

E. Friedel.

Mädchen und Frauen thaten Bänder hinein, dass man einst wisse, was dazumal in diesen Dingen für eine Mode geherrscht habe. Als dieses vorbei war, legten die Gewerke die Glasplatte wieder auf die Oeffnung, dass sie sehr gut gefügt war, dann wurde die Fügung, die rings um das Glas lief, mit einem dichten Kitte verstrichen, der erhärtet und dann keine Luft, keinen Regen und keinen Dunst durch sich hindurch lässt. Ueber der Glasplatte wurde der Deckel aus Marmor in seinen Falz gethan, und derselbe ebenfalls mit dem Kitte verklebt, worauf über der Platte der gewöhnliche Stein gelegt wurde, mit denen der ganze Gang und rings ein Streifen des Hofes gepflastert ist, dass man nicht mehr unterscheiden konnte, unter welcher Stelle die Dinge ruhten, die man eben in die Erde gethan hatte.“

In Berlin sind die Bauopfer früher sehr mannigfaltig gewesen: Hunde, Hasen, Hühnereier, Gefässe mit Wein, Bier, Meth oder Milch, sogar gedruckte Bücher.*)

In den Städten und Dörfern der Provinz Brandenburg findet man häufig, namentlich in den Kirchen auf der Erde Backsteine mit Hundestapfen, so dass der Pfotenabdruck des Thieres nach oben liegt, häufig als Bauopfer verwendet. So sahen wir auf den Ausflügen des Märkischen Museums z. B. in den Kirchen zu Wusterhausen a. d. Dosse, Jüterbog (Nikolaikirche), Diedersdorf, Kreis Teltow (gerade unter der Kanzel), Petershagen, Kreis Teltow (am Eingang einer vermauerten Thür) dergleichen Fliesen. Das Märkische Museum besitzt verschiedene dieser Hundestapfen- oder Hundetapfen-Steine, die theils durch Zufall entstanden sind, indem ein Hund freiwillig über den noch weichen Thon lief, oder durch Absicht, indem man einen Hund hinüber zu laufen zwang.

Den Beschluss dieser mit dem Bau-Ritual zusammenhängenden Gebräuche möge für diesmal die Wiedergabe eines gereimten Richtworts machen, welches der Maurerpolier Strese beim Richtfest des Lietzower Kirchturms bei Nauen (Ost-Havelland) am 17. Oktober 1863, nach gefälliger Mitteilung u. M. des Herrn Rektor Monke, sprach.

Zum Werk, das hier in Gottes Namen
 Begonnen ist mit schwacher Hand,
 Hat Gott gesprochen jetzt sein Amen;
 Ihr seht es hier im fert'gen Stand.
 Vollendet ist der Turmbau hier,
 Des Dorfes Schmuck und grösste Zier.

Zur Ehr' des mächt'gen Vaters droben,
 Der mit uns ist, den wir jetzt loben
 Und bitten: O! Herr der Welt

*) Gedrucktes wurde früher auch als zauberkräftig gehalten. Ich entsinne mich, dass eine alte Frau, als sie sah, dass ein Schütze ein gedrucktes Buch zerriss um ein Blatt als Pfropfen in seine Flinte mit dem Ladestock hineinzustossen, unwillig rief: es sei Unrecht, „Gottes Wort“ so zu behandeln und aus der Flinte zu schiessen.

Giess Du von Deinem Himmelszelt
 Von jetzt nur Heil und Segen aus
 Hier über dieses Gottes-Haus,
 Damit auch hier an jedem Tage
 Dein Wort die besten Früchte trage.

Der Turm hier möge uns stets lehren,
 Gott, unsern Vater, zu verehren;
 Er rufe uns an jedem Tage,
 Eh' wir gefühlt der Arbeit Plage,
 Schon früh im Schimmer der Morgenröte
 In's Kämmerlein zum stillen Gebete.
 Wer Gott vertraut ist nie verzagt. —

Und geh'n wir des Abends fröhlich nach Haus,
 Erfreut, dass die Sorge des Tages ist aus,
 Dann mahnt uns der Turm durch der Glocken Klang
 Zum tiefgefühlten und herzlichen Dank
 Für alle die grossen und schönen Gaben,
 Die wir durch Seine Güte haben.
 Das Kreuz hier oben soll uns lehren,
 Den Gottessohn hoch zu verehren,
 Der für uns alle starb.
 Hoch stehet dieses Kreuz — erhaben —
 Weit über dem Getreibe dieser Welt,
 Wie Christi Lehr' das Grösste was wir haben,
 Die uns allein mit ihm zusammenhält.
 So spricht der Turm in's irdische Leben
 Ein steter Zeuge Gottes Ruhms;
 Er mög' die Herzen zu Dir stets erheben.
 Und hier befestigen die Lehr' des Christentums;
 Dann wirst Du mächt'ger Gott das hier beschützen
 Was wir mit schwacher Hand jetzt aufgebaut.
 Es mögen dann donnern die Wetter und leuchten die Blitze,
 Der Bau steht fest, weil wir Dir vertraut.
 So lasst uns nun zum Schluss vor Gott hintreten
 Und zu ihm freudig und innig beten:
 „Vater unser“ u. s. w.

(Vergl. hierzu meine Mitteilung Brandenburgia IV. S. 247.)

3. „Bei Gustav Kühn gedruckt in Neu-Ruppin.“ — Zur Ergänzung meiner Mitteilungen über die berühmte Bilderindustrie in der Sitzung vom 30. Januar 1901 (Brdb. IX. S. 484 flg.) mache ich noch folgende Angaben, die teils handschriftlichen Notizen der Firma teils einem Auszug aus der Papier-Zeitung Jahrg. 1891 entnommen und von den jetzigen Inhabern (seit 1892 Richard Gumprecht und Otto Meusel) zur Verfügung gestellt sind.

Die Firma Gustav Kühn wurde im Jahre 1775 von Johann Bernhard Kühn gegründet und hat vor 16 Jahren ihr hundertjähriges Jubelfest gefeiert.

Im Hand-Koloriren der Neu-Ruppiner Bilderbogen ist anscheinend ein gewisser Stillstand eingetreten. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, dass die Zukunft der Bilderbogen-Herstellung mehr auf dem Gebiet der Maschinenarbeit liegt. Es wird vermutlich eine Zeit kommen, wo Farbensteindruck, oder, was wahrscheinlicher ist, Farbenbuchdruck an die Stelle des Hand-Schablonierens tritt. Ansätze in dieser Richtung sind, wie wir später sehen werden, schon vorhanden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass man im laufenden Jahrhundert in Neu-Ruppin die gegenwärtig noch blühende Koloriertechnik bald nur noch vom Hörensagen kennen wird.

Der erwähnte Gründer des Kühnschen Geschäfts, Johann Bernhard Kühn, errichtete 1775 in dem durch nachstehende Abbildung veranschaulichten Häuschen eine kleine Buchdruckerei. Er wandte sein Augenmerk schon früh auf die Herstellung sogenannter „fliegender“ Blätter“ mit humoristischen Darstellungen, aus welchen die späteren „Bilderbogen“ hervorgingen. Die ersten Arbeiten dieser Art waren durchweg in jener derben, steifen Holzschnittmanier ausgeführt, wie sie zu Ende vorigen Jahrhunderts üblich war. Nur wenige grelle Farben wurden gewählt und in breiten Flächen aufgetragen. Einige Beispiele von Bilderbogen aus jener Zeit sind noch im Märkischen Museum zu Berlin vorhanden.

1787 wurde Neu-Ruppin durch einen grossen Brand heimgesucht, dem auch das Kühnsche Häuschen zum Opfer fiel. Friedrich Wilhelm II., der sich lebhaft für die Stadt interessierte, lieferte bei dieser Gelegenheit ein Zeichen erstaunlicher Opferfreudigkeit, indem er den abgebrannten Bürgern Ziegel, Bauholz und Baugelder zur Verfügung stellte. Die Stadt wurde rasch wieder aufgebaut und bot nunmehr gleich allen nach verheerender Feuersbrunst planmässig wiederhergestellten Ortschaften einen um vieles erfreulicheren Anblick dar. Die dankbaren Bürger setzten später dem freigebigen Fürsten auf dem Marktplatz ein stattliches Bronze-Standbild.

Auch Kühns Geschäftshaus war stattlicher wieder aufgebaut worden, und die Bilderbogenfabrikation nahm, angeregt durch die in den nächsten Jahrzehnten folgenden Kriegsereignisse, neuen Aufschwung. Soldaten- und Schlachtenbilder, Bildnisse der Fürsten und Heerführer, wahrscheinlich auch einige der ohne Druckfirma verbreiteten Karikaturen auf Napoleon gingen aus der Anstalt hervor.

Johann Bernhard Kühn starb 1822. Sein Sohn und Nachfolger Leopold Gustav Kühn, ist der eigentliche Begründer der Firma, welche noch heut seinen Namen führt. Während das Geschäft bisher in

der Hauptsache Buchdruckerei war und als solche verschiedensten Zwecken diente, gab er ihm jene bestimmte Sonderrichtung, welcher es seinen späteren Weltruf verdankt. Gustav Kühn war ein strebsamer Kopf. Er lernte in seiner Jugend bei Professor Gubitz in Berlin das Holzschneiden, besuchte gleichzeitig die Akademie, interessierte sich lebhaft für die damals neu erfundene Kunst des Steinzeichnens und Steindruckens, und richtete bald nach Übernahme des Geschäfts Steindruckerei ein. Durch Anwendung der leichteren, freieren lithographischen Technik erfuhren die Bilderbogen eine erhebliche Verbesserung. Obgleich aber Senefelder schon gegen Mitte der zwanziger Jahre lithographischen Farbendruck ausübte, wurde in Neu-Ruppin das Schablonen-Kolorierverfahren, in welchem die Arbeiter bedeutende Übung erlangt hatten, beibehalten.

Etwa vom Jahre 1830 an hatte Gustav Kühn einen tüchtigen Mitarbeiter an dem Hofmaler Bülow, dessen Sohn später ebenfalls mehrfach Bilderbogen-Zeichnungen lieferte. Die Bülows hatten Wohnung und Werkstatt im königlichen Schlosse zu Berlin; sie waren beide im Steinzeichnen geübt, und so kam es, dass eine Zeit lang die Platten zu den Neu-Ruppiner Bilderbogen aus dem stolzen Königsschloss an der Spree hervorgingen. Friedrich Wilhelm IV., der für Kunst und Kunsttechnik viel Sinn und Verständnis hatte, interessierte sich auch für den in seinem Schlosse betriebenen Kunstzweig und besuchte öfters die Werkstatt.

Weltberühmt ist die Firma aber hauptsächlich durch ihre bunten Bilderbogen geworden. Ihre eigentlichen Bilderbogen zerfallen in mehrere Hauptgruppen. Da giebt es solche mit zusammenhanglosen kleinen Bildern mit und ohne Text, Soldatenbogen, Märchenbilder mit begleitendem Text, humoristische Märchen-, Tier- und Pflanzenbilder, Ankleidefiguren, Modellierbogen, Theaterbilder, Gesellschaftsspiele u. s. w. Einige Bogen zeigen je ein farbiges und ein Umrissbild nebeneinander; sie sind zu Tuschübungen bestimmt; daneben giebt es Drachen- und Scheibenbilder, Vorlagen zu Laubsägearbeit und Kerbschnitt, Riesen-Ziehfiguren und lebensgrosse Tierbilder. Überall waltet nach dem alten Volksliede der Grundsatz:

„Bunte Farbe lieb' ich traun,
Sonderlich die rote.“

Eine Abteilung für sich bilden die Spiele und Bilderbücher, die Zauber-, Traum- und Wahrsagekarten. Geheimnisvolle Dinge sind darunter, wie das „siebenmal versiegelte Buch“ mit unfehlbarer Auslegung der Träume und die „Zauberkarten des Nostradamus“, mit deren Hilfe man einer jeden Person sagen konnte, wie alt sie ist und wieviel Geld sie bei sich hat; ferner „Briefsteller für Liebende“ mit wunderbaren, blumenreichen Briefen, und zahlreiche Komplimentierbücher.

Da ist zunächst ein Bogen, der durch Diagonalteilung in zwei Dreiecke zerlegt wurde. In jedem dieser Dreiecke befindet sich inmitten einer Umrahmung ein Marienbild von jener sonderbaren kegelförmigen Gestalt ohne Füße, wie sie nach altem Herkommen als Sinnbild für Bergkapellen gewählt wird, ferner eine Kirche, verschiedene rote, blaue und grüne Engel und ein Wallfahrerzug. Wie die holländische Unterschrift besagt, haben diese Dreieckzipfel Bezug auf Wallfahrten. Sie werden ausgeschnitten und von den Wallfahrern an ihren Stöcken befestigt. Mit solchen Fähnchen zieht dann die fromme Bruder- und Schwesterschaft singend und betend vom Wallfahrtsort nach Hause.

Ein anderes Stück der Sammlung von kulturgeschichtlichem Interesse ist die sogenannte „Rockenbinde“. Das ist ein auf dünne Lederpappe gezogenes Blatt von 17 zu 50 cm, umgeben von einem grünen, gestrichenen Rande. Die Vorderseite ist in drei Felder geteilt, in deren mittelstem ein kosendes Liebespaar dargestellt ist. Der männliche Teil ist ein Husar unbekannter Landeszugehörigkeit, anscheinend ein österreichischer, der weibliche ein sanft dreinschauendes Bauernmädchen. An den Seitenfeldern befinden sich grosse rote flammende Herzen, von Amoretten gehalten, und inmitten eines Kranzes von Rosen Verse, welche die Unwiderstehlichkeit der Soldaten besingen. Ein langes, unmittelbar auf die Pappe gedrucktes Gedicht auf der Rückseite erläutert die Bestimmung des Blattes. Johann ist aus der Stadt zurückgekehrt und lässt in der Spinnstube die Mädchen raten, was er mitgebracht hat. Wers rät, soll das Geschenk haben. Dörte rät auf ein Tuch, Sophie auf ein neues Kleid. Letzteres wird indes von Regine, die einen tiefen Blick in die wirtschaftlichen Verhältnisse des Herrn Johann gethan zu haben scheint, lebhaft bestritten:

Nun ja! Regine spöttisch sagt,
Dazu hätt' er auch Geld!
Umsonst Ihr Euch mit Raten plagt,
Was mir so leicht einfällt;
Ein Ring ist es, nichts als ein Ring,
Den hat er mitgebracht! —
Allein Regin', das kluge Ding,
Ward tüchtig ausgelacht.

Also auch ein Ring war es nicht. Endlich, endlich errät es Johans Herzenskönigin:

Da hebt Maria schüchtern an,
Indem sie dreht ihr Rad
Und fragt: »Ist es vielleicht, Johann,
Ein neues Rockenblatt?«

Das wars und Marie bekommt sowohl das Blatt als auch den Geber.

Der Zweck eines Rockenblattes besteht darin, dass es um den Rocken, jenes Flachs Bündel, aus welchem beim Spinnen die Fäden

herausgezupft werden, gewickelt und mit einem farbigen Bande festgebunden wird. In einzelnen deutschen Landesteilen wird nämlich noch vielfach mit dem Rocken gesponnen, so z. B. in der Lausitz, in Pommern, Mecklenburg, dem Schwarzwald u. s. w.

Weitere interessante Stücke in der Sammlung sind ein Stickmusterbüchlein, in dessen rot überzogenen Deckel ein Spiegelchen von der Grösse eines Markstücks eingelassen ist, und eine Zappelfigur in Gestalt einer bayerischen Kellnerin. Wenn man an der „Strippe“ zieht, schwingt das holde Wesen in jeder Hand ein Viertel-Dutzend Maasskrüge, zeigt die Zähne und verdreht die Augen. Solche Zappelfiguren werden namentlich um die „Bockzeit“ in Bierhäusern von Hausierern verkauft.

Auch einige Bogen Pfefferkuchenbilder, wie man sie in Verbindung mit Pfefferkuchenpäckchen auf allen Jahrmärkten sehen kann, sind in der Sammlung vertreten. Sie handeln viel von Liebe und ewiger Treue, von Küssen und der unbezwinglichen Zauberwelt schwarzer Augen.

Vielbegehrte Lagerartikel der Firma sind ferner die für ländliche Wirtshäuser bestimmten Kneipbilder. Auf ganzen Bogen sind die Wirtshausscenen verschiedener Art: die Heimkehr des Berauschten, sein Empfang durch die „bessere Hälfte“ u. s. w., meist recht drastisch dargestellt. Einladungen zu möglichst ergiebigem Biergenuss und die eindringliche Mahnung: „Hier wird nicht gepumpt“ reihen sich an. Als Gegenstücke hierzu finden sich Heiligenbilder und Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Auch lebensgrosse Brustbilder bekannter und berühmter Persönlichkeiten, so z. B. des Kaisers und der Kaiserin, sind, teilweise in recht guter Ausführung, vertreten.

Vom Standpunkt der Geschichte heimatlichen Gewerbefleißes und der Volkskunde wird unsere Brandenburgia auch ferner gern anteilnehmen am weitem Erblühen der alten Firma Gustav Kühn in Neuruppin.

4. Den Schutz des Waldes und überhaupt der seltenen heimischen Pflanzen, ingleichen die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbüchleins — vgl. in unseren Monatsheften IX. 10, 258, 384, 481, 483 und 481 — betreffen die nachfolgenden Schriftsätze.

An den Vorstand des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg richtete ich zunächst folgendes amtliche Schreiben am 18. Januar d. Js.:

Berlin, den 18. Januar 1901.

In der Angelegenheit betreffend die Inventarisierung, Klassierung und Beschützung der zu den natürlichen Denkmälern zu rechnenden seltenen Pflanzen, insbesondere Bäume, Baumgruppen u. dgl., ersuchen wir den Vorstand, sich gefälligst dahin verwenden zu wollen, dass ein forstbotanisches Merkbüchlein thunlichst genau nach dem vortrefflichen Conwentzschen für die Provinz Westpreussen recht bald für

die Provinz Brandenburg und für den praktischen Gebrauch in weitesten Kreisen hergestellt, selbstverständlich auch auf den politisch nicht zur Provinz Brandenburg gehörigen Stadtkreis Berlin ausgedehnt werde.

Die Herausgabe eines grösseren Prachtwerkes über denselben Gegenstand ist gewiss auch recht wünschenswert, kommt aber erst, als bei weitem nicht so dringlich, in zweiter Linie in Frage.

In dem Conwentz'schen Werk ist übersehen worden, die interessanteren Hexenbesenbäume (insbesondere die durch *Exoascus* hervorgerufenen Bildungen) in die Inventur und den Schutz mit einzuziehen. Wir ersuchen, bei dem forstbotanischen Merkbüchlein für Brandenburg und Berlin auch die wichtigsten mit stattlichen Hexenbesen ausgestatteten Bäume mit zu berücksichtigen.

Eine Vermengung mit der Inventur, Klassierung und Schätzung der denkwürdigsten Geschiebeblöcke und sonstigen interessanten geologischen Vorkommnisse, wie sie die im übrigen hochschätzbare Arbeit des Herrn Professor Jentzsch für Ostpreussen enthält, bitten wir dringend, abzulehnen.

Diese geologischen Gegenstände verdienen in ein besonderes Merkbüchlein aufgenommen zu werden.

Märkisches Provinzial-Museum. Die Direktion E. Friedel.

Dem Schreiben vom 18. Januar schloss sich demnächst unter dem 1. v. M. folgender diesseitiger Antrag an.

Den in der Zuschrift des Märkischen Provinzial-Museums vom 18. Januar d. J. ausgesprochenen Grundsätzen ist die Brandenburgia in ihrer Sitzung vom 30. Januar d. Js. auf Grund eingehender Erörterung einstimmig beigetreten und wird auch unsererseits gebeten, zuvörderst die Herstellung eines Merkbüchlein nach Analogie des Westpreussischen betreiben zu wollen.

Vorstand der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde
der Provinz Brandenburg.

Der erste Vorsitzende. gez. Friedel. Geheimer Regierungsrat.

Auf beide Zuschriften ist folgende Antwort am 13. d. M. ergangen.

Botanischer Verein der Provinz Brandenburg. Berlin W., den 13. März 1901.
Grunewaldstr. 6/7.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Für die Teilnahme, welche die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums wie die Brandenburgia der Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuches schenkt, im Namen des Botanischen Vereins bestens dankend, beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, dass die beiden unter dem 5. Februar d. Js. hier eingegangenen Schriftstücke in der Kommissionssitzung am 8. d. Mts. zur Vorlesung ge-

kommen sind, und dass in Übereinstimmung mit den darin ausgesprochenen Wünschen beschlossen wurde, von einer Aufnahme der erratischen Blöcke abzusehen und das Format des herauszugebenden Werkes ganz so wie das des Herrn Prof. Dr. Conwentz zu gestalten. Der Anregung, auch Hexenbesen (*Exoascus*) zum Gegenstand einer Fragestellung zu machen, wurde keine Folge gegeben, dagegen es für notwendig erachtet, ausser einer Aufzählung, Beschreibung, eventuell auch Abbildung seltener, alter oder merkwürdiger Bäume zu geben, daneben auf ausgezeichnete Standorte wichtiger und charakteristischer Pflanzengemeinschaften hinzuweisen. Der Regierung soll durch letztere an die Hand gegeben werden, bestimmt zu bezeichnende Moore, Haideflächen, Waldparzellen, Sumpfgelände etc. nach Möglichkeit für intakt zu lassende Schutzgebiete zu erklären, für Zufluchtstätten, in denen sich die bedrohten Vertreter einer ehemaligen arktischen Flora, der früheren Steppenvegetation u. s. w. dauernd zu erhalten vermögen.

Nachdem von Seiten des Provinzial-Ausschusses, des Kultus- und Landwirtschafts-Ministeriums die nötigen Mittel bewilligt sind, habe ich die zur Verteilung gelangenden Fragebögen ausgearbeitet und dem Oberpräsidenten eingesandt. Es ist demnach zu hoffen, dass das Unternehmen gesichert ist und zu einem gedeihlichen Abschluss kommen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

gez. Georg Volken.

5. Das Dorf Eichholz mit den zwei grossen Eiben (*Taxus baccata* L.) bei Finsterwalde, Kreis Kalau, wurde von mir und Herrn Pfleger H. Maurer am 9. Juni 1897 besucht. In dem stattlichen Dorf sind mehrere Wohnhäuser und Scheunen im altwendischen Blockhaus-Verbande aus Kiefernholz erbaut.

Die Kirche hat ihren Turm 1876 durch Sturmwind verloren, und ist zum Ersatz neben der Turmseite ein besonderer, niedriger Glockenturm erbaut. Die Glocken sind neueren Datums ohne geschichtliches Interesse. Die Kirche ist gotisch mit einer sehr altertümlichen schmalen Thür, darin ein uraltes hölzernes Kastenschloss mit sehr grossem, nicht hohlem, eisernem Schlüssel. Das Mauerwerk besteht aus gespaltenen, an den Gebäudeecken rechtwinkelig bearbeiteten Feldsteinen, meist Granit; aus gleichem Baustoff sind die eigentümlich abgetreppten Giebel hergestellt. Inwendig zeigt sich eine Balkendecke. Das Gestühl und Gebälk ist erst nach dem 30jährigen Kriege hergerichtet; rohe Bauernmalerei am Altar und an der Kanzel. Auf dem Kirchboden drei einzelne bemalte weibliche Heiligenfiguren. Der Pastor, Herr Redlich, wohnt in Lugau bei Dobrilugk.

Später, aber sicherlich noch vor dem 16. Jahrhundert ist die Aussenmauer der Kirche mit derbem, steinhart gewordenem Putz übertragen und gleichzeitig dieser Putz in quadratische Streifen, die zum Teil — wie die Wecken im bayerischen Wappen — rautenförmig schief verlaufen, roh eingeteilt worden.

In diesem jetzt, wie gesagt, steinhart gewordenen Putz sind, sicherlich schon in katholischer Zeit, eine Menge Weihnäpfchen, darunter die bekannten bis zu einem Fünfmärkstück grossen halbkugelig-kessel-förmigen Vertiefungen absichtlich eingerieben. Offenbar musste man dies weichere Material nehmen, weil die Feldsteine der Mauer zu hart waren.

Nun zu den zwei berühmten, aber in der weiteren forstbotanischen Welt wenig bekannten uralten Eiben.

Von Finsterwalde aus gesehen auf der linken Seite der Dorfstrasse steht zunächst eine Eibe — die Dörfler sprechen „Ibe“ — auf dem Dannenbergischen Gehöft. Dieselbe ist leider am 1. Juli 1866 teilweise durch Feuer beschädigt und grünt seither nur noch aus einem Stammteile. Dieser Baum hat den bei der Eibe, wo sie im Dickicht steht, so gewöhnlichen strauchartigen Wuchs trotz seiner Grösse und jetzigen isolirten Stellung beibehalten. Dieser Taxus ist männlich. Bei 80 cm über der Erde Stammumfang 4,5 m, bei 1,25 m über der Erde Stammumfang 2,25 m, Höhe des Baumes ca. 7,5 m. Der Baum teilt sich bald über dem Gelände in mehrere Stämme. Der Boden erwies sich leidlich feucht.

Ein ganz anderes Bild bietet die zweite Eibe, deren Abbildung ich auf dem beigefügten Blatt wiedergebe.

Dieser herrliche Baum ist kerzengerade gewachsen, durchaus kräftig und gesund. Er ist weiblich — viele Samenkörner desselben lagen am Boden umher. Dieser Baum wird von den Leuten „unsere Ceder“ genannt. Er steht auf einem zweiten linksseitigen Bauerngehöft, in weit trocknerem Boden gewachsen; daher wohl zum Teil sein schlanker Wuchs. Nach Mitteilung des Besitzers, Herrn Haeselich, finden sich von den Früchten herrührend verschiedene Pflanzlinge in seinem Hausgarten. Bei 1 m über der Erde beträgt der Stammumfang 3,50 m, bei 2,90 cm ist die erste Astabzweigung. Die Höhe der Eibe erreicht 11,75 m.

Herr Kustos Rudolf Buchholz erwähnt in seiner Chronik der Berliner Schützengilde, wo er von dem Wert des Eibenholzes zu Bogen spricht (Archiv der Brandenburgia 3. Band S. 6), dieser Eiben mit 2 Zeilen. Die Abbildung verdanke ich dem Herrn Archidiakonus Schlobach in Finsterwalde. Auf dem Bilde steht links eine alte Frau, Herrn Haeselichs Grossmutter, rechts der Lehrer Otte und eine Nachbarin.

Erfahrungsgemäss leiden die vereinzelt bei Kirchen und in Gärten stehenden grossen Eibenbäume dadurch, dass Zweige zu Totenkränzen

von ihnen abgeschnitten werden. Auf diese Weise hat z. B. die im Pfarrgarten zu Zingst auf der gleichnamigen Ostsee-Insel (Neu Vorpommern) stehende gewaltige uralte Eibe, wie ich an anderer Stelle vor Jahren geschildert, ein höchst trauriges und seltsames Aussehen bekommen.

Hier in Eichholz werden Taxuszweige umgekehrt gerade bei freudigen Ereignissen z. B. zu Hochzeitskränzen verwendet.

Ich teile diesen Beitrag zu einem brandenburgischen forstbotanischen Merkbüchlein in der Hoffnung mit, dass die Eichholzer Eiben uns noch um Jahrhunderte überleben mögen. Sonst zu vergleichen über die Eibe *Brandenburgia* I 90, 151; VII 252, 488; VIII 31; IX 197 und 327.

5. Staub- und Blutregen in der Mark Brandenburg. Am 11. d. M. ist in Berlin und seiner Umgegend z. B. auf der Sternwarte des Direktors Archenhold in Treptow und in vielen anderen Teilen unserer Provinz z. B. Sommerfeld ein gelblich bis rötlich gefärbter Staubfall beobachtet worden, der in meteorologischer wie volkscundlicher Beziehung mancherlei Bemerkenswertes bietet. Dieser Staubfall, teilweise mit Regen vermischt, ist auch in Mecklenburg, in Schleswig-Holstein bis nach Jütland beobachtet worden, wo man zunächst an vulkanischen Staub, vom Hekla auf Irland herrührend, dachte. Es zeigte sich aber, dass dies Phänomen zur gleichen Zeit oder noch einen Tag früher im Süden und bis nach Sizilien vorkam, und dass die Beobachtungskette von dort bis Skandinavien reicht, wobei das Phänomen je weiter nach Norden um so schwächer wurde.

In der Ges. für Erdkunde zu Berlin berichtet Dr. Meinardus vom Meteorologischen Institut über den Staubregen. Am 11. März, so erklärte M., wurde in der Provinz Brandenburg der Staubfall von 9—11 Uhr vormittags beobachtet. Von Tunis ab, wo am 10. eine Depression einsetzte, ergiebt sich eine Luftlinie von 2200 bis 2300 km und eine Geschwindigkeit von 54 km in der Stunde für die Fahrt des Staubes. Man nahm Saharastaub an, doch ist die nördliche Bahn selten; dieser Staubregen bleibt sonst zumeist im Mittelmeer-Gebiet oder erscheint in Russland. Eine genaue Untersuchung im hiesigen Meteorologischen Institut wird stattfinden. Freiherr v. Richthofen meinte, die Ursachen auf Lateritstaub aus dem Süden, wo Trockenheit sei, beziehen zu sollen.

Am auffallendsten machte sich der Staubfall natürlich auf den Schneefeldern der Alpen als sogen. roter Schnee oder Blutschnee bemerkbar. Professor Dr. Dölter verlautbarte darüber folgende Bemerkungen in der „Grazer Tagespost“:

„Wie schon vor vielen Dezennien Ehrenberg gesagt hat, giebt es zwei Arten roten Schnees, von denen der eine seine Färbung Organismen

verdankt, während der andere durch Mineralpartikelchen gefärbt ist; zu letzterer Gattung gehört der jüngst gefallene. „Ich habe“, führt Dölter aus, „zuerst von dem Bezirkstierarzt Bernhard Fest in Murau Proben von dort erhalten, weitere durch Professor Dr. R. Hoernes zur Untersuchung bekommen. Die Farbe der mir zur Verfügung gestellten Proben war braunrot; aus anderen Gegenden wurde über eine gelbbraune oder gelbe Färbung berichtet; in Sizilien soll der Regen blutrot gewesen sein. Der färbende Bestandteil ist aber, soweit aus den eingesandten Proben hervorgeht, stets derselbe; es sind wohl die verschiedenen Farben, abgesehen von dem subjektiven Moment, erstens auf das Mengenverhältnis des färbenden Bestandteiles, zweitens auch auf die Beleuchtung des Schnees zurückzuführen.

Das Färbemittel ist Eisenoxydhydrat, Brauneisen oder Eisenocker, wie er in den meisten mineralischen Sanden in geringer Menge vorkommt, während in den Tropensanden eine bedeutendere Menge desselben eine intensivere braunrote Färbung bedingt. Durch Verwitterung entsteht in vielen tropischen Gegenden Afrikas und Asiens eine eigentümliche rote bis braunrote Erde, die einen starken Gehalt an Eisenoxydhydrat zeigt und Laterit genannt wird. Sie entsteht aus verschiedenen Gesteinen, durch Verschwinden von Feldspat, Quarz und Bildung von Eisen- und Thonerdehydraten. Ich sammelte selbst in Westafrika solchen Laterit; sein Färbemittel hat mit dem des Schnees manche Ähnlichkeit.

Die Untersuchung des Sandes, der dem Schnee beigemischt war, zeigte neben dem roten Bestandteil, der im durchfallenden Licht unter dem Mikroskop bräunlichrot, gelblichrot, seltener blutrot erscheint, noch einige undurchsichtige Partikelchen von Eisenglanz, die aber in dünneren Partien ebenfalls blutrot erscheinen, dann in geringer Menge Quarzbruchstücke, dagegen viel Glimmerblättchen, Feldspat und ziemlich viel kohlen-sauren Kalk, der am Aufbrausen mit Säure sofort erkenntlich ist; auch Mischungen von dichtem Kalcit (ohne Krystallform) mit Eisenocker kommen vor. Alle diese Bestandteile erklären sich leicht als Verwitterungsgruss von Graniten, Glimmerschiefern und dichten Kalksteinen, die wahrscheinlich stärker eisenhaltig waren. Demnach haben wir es mit einem Wüstensand zu thun, zu dem sich noch ein Bestandteil gesellt, der unter dem Mikroskop sofort ins Auge springt: Salzkry-stalle in Würfeln, die offenbar auf dem Flug über das Meer mitgerissen wurden. Der Sand stimmt übrigens zum grössten Teil überein mit einem Schlammregen, der im Jahre 1885 bis Klagenfurt fiel. Mit vulkanischem Schlammregen hat das beobachtete Phänomen, wie aus der Untersuchung der Gemengteile hervorgeht, wohl nichts gemeinsam.“*)

*) Auch Meteorstaub ist zeitweilig für die Färbung des Staub- und Blutregens verantwortlich gemacht worden. Das erstreckt sich sogar, wie nachfolgendes Citat erweist, auf andere Planeten.

Was diesen von Dr. Dölter erwähnten Laterit anlangt, so bemerke ich, dass er zweifellos auch in einzelnen nichttropischen Gegenden der Erde vorkommt. So habe ich in der Nähe von Abbazia im österreichischen Küstenlande gewaltige Ablagerungen von Laterit, „rote Erde“ (terra rossa) über dem harten ausgewaschenen Karst-Kalkstein gesehen und in meinem Tagebuch vom 15. Mai 1895 darüber folgendes bemerkt: „Am Nachmittag nach Lovrana mit Dampfer gefahren und dann den istrischen Strand noch weiter nach Süden verfolgt. Der Uferweg wird immer höher und höher zum Adriatischen Meer hin abfallend. Dann erscheinen ungeheure Abstürze, Draga genannt, der roten Erde (terra rossa) welche sich bis zum Meer erstrecken und zu mehreren hundert Metern erheben. Schlünde, Spalten und Löcher sind darin in phantastischer Weise ausgewaschen. Da, wo ein Stein aufliegt oder die Klammerwurzeln festeren Buschwerks in der Roterde haften, bilden sich Erdpyramiden, ähnlich wie bei Bozen, nur mit breiterer pyramidaler Basis, nicht so säulenartig schlang wie bei Bozen und wie nahe Innsbruck bei Patsch.“ Regen und Wind führen die lockere fruchtbare lateritische Roterde nach unten; setzt nun eine Bora oder ein sonstiger Wirbelsturm, wie sie auf dem Karstgebiet und in Istrien bis zum Meere hinunter mitunter in furchtbarer Wut hausen, ein, so werden die roten Staubmassen trombenartig in die Luft gerissen, schlagen sich weit und breit mit Regengüssen nieder und bilden gelegentlich das Phänomen des Blutregens.

Gleichwohl glaube ich diese terra rossa diesmal nicht als die Ursache unseres Blut- und Staubregens anklagen zu dürfen, denn die Färbung war — wie schon angedeutet — je weiter nach Süden, je intensiver, für Europa in Sizilien am dunkelsten. Es bleibt also auch nach meiner Meinung das Wahrscheinlichste, den Ursprung des Phänomens vom 10. und 11. d. M. in Afrika zu suchen.

Im Volksglauben spielen, wie man sich leicht denken kann, die Blutregens eine grosse Rolle. Der alte Bekmann (Hist. Beschreibung der Chur und Mark Brdb. 1751 S. 529 flg.) weiss natürlich auch davon zu berichten. So hat eines Müller's in Grossmantel Magd auf ihren Kleidern mehrere Tage Blut i. J. 1675 gehabt. Sie hätte auch ein Gesicht von zwei Reutern gegen Norden bemerkt und wäre endlich durch eine lange weissgekleidete Person gewarnet worden, das Blut nicht abzuwischen, sondern den Thatbestand den Gerichten anzuzeigen.

„Was die rötliche Färbung der Oberfläche (der Schneezonen des Mars) betrifft, so meint Schmidt, dafür Meteorstaub verantwortlich machen zu können, dessen Anwesenheit in unserer Atmosphäre durch Einschmelzen ungeheurer Schneemengen in den Nordpolregionen durch Nordenskjöld nachgewiesen worden ist.“

Hnatek in der Naturwiss. Wochenschrift XVI, S. 118.

Vgl. über den Blutregen auch Dr. E. Less in der Naturwissensch. Wochenschrift No. 16, S. 186, Bd. XVI, 1891.

E. Friedel.

Nachdem der Magister Friedrich Madeweis hierüber eine erbauliche Epistel in wohlgesetztem Latein verfasst, kam heraus, dass sich die Mühlknappen ein Spässchen gemacht und der sehr einfältigen Magd das Blut mit einer Wurstspritze appliziert. Angelus Marchicus berichtet von Blutregen in den Jahren 1541, 1588 und 1596. Bekmann giebt auch eine ziemlich vernünftige Erklärung des Blutregens, den er mit rotem Erdstaub in Verbindung bringt. Er führt auch nach Peiresc als möglich an, „dass solche Farbe vom geschmeiss und unflath gewisser sommervögel herrühre, welche einen röttlichen unflath fallen lassen.“*)

Bekmann erwähnt noch folgende Beobachtung:

„Sonst hat man A. 1737 am h. abend vor Weihnachien bei Straussberg wahrgenommen, dass der Strausssee daselbst ganz roht ausgesehen, als wäre das wasser mit Bluth vermengt. Bald ging die rede, der See bei Straussberg wäre Bluth geworden. Nachdem das wasser verschiedentlich untersucht worden: hat zwar wollen gemuhtmasset werden, dass es von einem im grunde blühenden kraut- oder wurzeln herrühre, allein der wahre grund hat gesteckt in den dabei gelegenen Ellern,**) welche ausgehauen worden, da sich aus den wurzeln und spähen ein saft abgeweicht, der nach und nach durch die erde in den See gedrungen, und weil es subtile holztheilchen gewesen, solche sich oben gesetzt, und die farbe verursacht; wie sich solches gezeiget, wann man wasser davon in einem glase stehen lassen. Dann da hat sich oben das roht wie eine feine faule feine borke gesetzt. — Der Hr. D. Gleditsch, der diese sache untersucht, hat befunden, dass die am Strausssee gelegene Elsenbrücher, deren quellen sich in den See ergiessen, verschlamt, verstopft, und in langer zeit nicht recht gangbar gewesen, und da sie auf einmahl aufgeräumt worden, durch eingefallenen anhaltenden regen auf einmahl eine grosse menge von einer zarten rohten Eisenerde, wie die sublimation mit ox gezeiget, welche mit leichtem schlamm vermengt gewesen, in den See geführt worden, wodurch die rohte Farbe entstanden. Ein gallertartiges gewächse aber, welches beim Linnaeus Flor. Suec. 369. Tremella plicata undulata, sonst aber vom Gemeinen Mann Sternenbutz genannt wird, hat die bluthige lappen im wasser vorgestellt: welches derselbe auch bei dem Dorfe Johannesfelde in dem Wiesengraben und in Gerlsdorf an den quellen bemerkt. Ob es mit einem See bei Zollnow unweit Soldin, der 1629 31. Mai auch bluthig soll ausgesehen haben, gleich bewandnüss habe, lasset man dahin gestellt sein.“

Dazu sei bemerkt, dass ich am 9. Oktober 1898 mit der Pflugschaft des Märkischen Museums den Pfuhl bei der Stadtstelle im Blumenthal bei Straussberg (vgl. Jahrg. IX 258, 348, 481) blutrot

*) Vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten, XLI. Jahrg. Frkf. a. M. 1900 S. 396 flg. E. Friedel. Der Polyhistor Peiresc ein Tierkenner und Tierfreund des 16. und 17. Jahrhunderts.“ E. Friedel.

**) Vergl. meine Beobachtungen im Amts- oder Mariensee bei Kloster Chorin, den ich von Erlenwurzeln am 21. Juli 1895 stellenweis rot gefärbt fand. Brandenburgia IX. S. 292.

gefärbt und zum Teil wie mit blutigen Laggen bedeckt fand. Auch diese Erscheinung würden Abergläubische mit einem Blutregen in Verbindung bringen, namentlich wenn etwa ein Wirbelwind mit Regen von diesem blutigen Wasser etwas herausreissen und in der nähern odern weitem Umgegend verbreiten sollte.

Krieg, Pestilenz, Aufruhr wurden wie überall, so in der Mark Brandenburg, mit dieser auffallenden und immerhin recht seltenen Erscheinung in Verbindung gebracht, wie man aus den vielerlei Aufzeichnungen gedruckter und zum Teil noch ungedruckter Chronisten ohne Schwierigkeit nachweisen könnte.

7. Das Brockengespenst in der Provinz Brandenburg. Eine zweite interessante meteorologische, zu den Seltenheiten gehörige Erscheinung teilt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ unter dem 25. Februar 1901 mit. — Die bekannte Erscheinung des Brockengespenstes ist bisher ausschliesslich in gebirgigen Gegenden beobachtet worden und speziell auf dem besonders nebelreichen Brocken, welcher dem Phänomen auch den Namen geliehen hat. An und für sich liegt natürlich kein Grund vor, weshalb die Erscheinung, deren Entstehungsursachen als bekannt, vorausgesetzt werden dürfen, nicht unter gleichen günstigen Umständen auch im Tiefland vorkommen sollte. Doch war bisher kein derartiger Fall bekannt geworden. Nun berichtet Professor Dr. H. Bork aus Friedenau bei Berlin, dass er das Brockengespenst in der Morgenfrühe des 19. Juli 1900 auf der Chaussee zwischen Crossen a. O. und Grünberg i. S. beobachtet habe, also im ausgesprochenen Tiefland.

Die Chaussee läuft an der genannten Stelle zwischen den feuchten Oderwiesen hindurch und ist gegenüber dem umliegenden Terrain erhöht. Die Wiesen waren, als Prof. Bork mit seinem Sohn auf einer Radtour 'daran vorbeifuhr, von einem tischhohen Morgennebel bedeckt. Es war 4 Uhr 15 Min. Morgens, als die eben aufgegangene Sonne die Gestalten der vorbeifahrenden Radfahrer als scharfe Silhouette der Nebelwand abzeichnete. Die Radfahrer stiegen ab und beobachteten, dass die Köpfe der Schattenbilder von farblosen, prachtvoll leuchtenden Aureolen umgeben waren; auf diesen folgte ein weiterer, schöner, regenbogenfarbener Ring, dessen Rot nach aussen gekehrt war. Die benachbarten Chausseebäume warfen merkwürdigerweise keinen Schatten, trotzdem die Schattenbilder der beiden Beobachter so deutlich waren, dass die 5 Finger der emporgehaltenen, gespreizten Hand auf dem Nebel deutlich zu erkennen waren.

Die Erscheinung währte etwa eine Minute, dann verschwand sie mit der steigenden Sonne, welche nach wie vor am wolkenlosen Himmel strahlte, während der weisse Morgennebel auch weiterhin die Wiesen bedeckte.

8. Volkstümliche Schiffahrts- und Fischerei-Ausdrücke in der Provinz Brandenburg. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft versendet auf Anregung des Herrn Geheimen Regierungsrats Dr. A. Voss vom hiesigen Kgl. Völkermuseum den Ihnen hiermit vorgelegten, auf die volkstümliche Schiffahrt bezüglichen Fragebogen. Da die sozusagen „künstliche“ Schiffahrt die alte deutsche Schiffahrt naturgemäss immer mehr verdrängt, so gehen auch die Erinnerungen an die alten Schiffsformen und Schiffsgeräte sowie die technischen Ausdrücke mehr und mehr verloren.

Es ist deshalb die von Herrn Voss sehr zweckmässig angestrebte Niederlegung der alten Formen und Kunstausrücke ein so dankenswertes Unternehmen, dass wir dasselbe von Seiten der Brandenburgia gewiss bereitwilligst unterstützen werden. Unter Zustimmung des Herrn Voss bringen wir deshalb den Fragebogen mit Rücksicht auf den Umfang unserer Provinz zum Abdruck und bitten alle bezüglichen Angaben an das Märkische Museum Berlin SW, Zimmerstrasse 90/91 baldmöglichst gelangen zu lassen.

Folgendes ist zu beantworten, thunlichst unter Angabe der betreffenden Maasse.

I. Vorkommen.

Provinz Brandenburg.

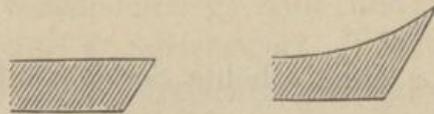
1. Kreis, 2. Ort, 3. Gewässer (See, Fluss).

II. Schiffsform.

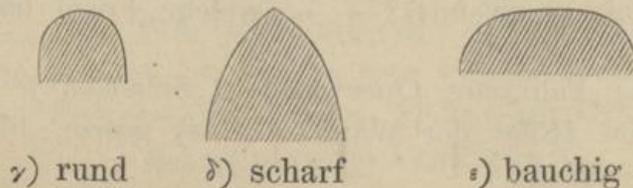
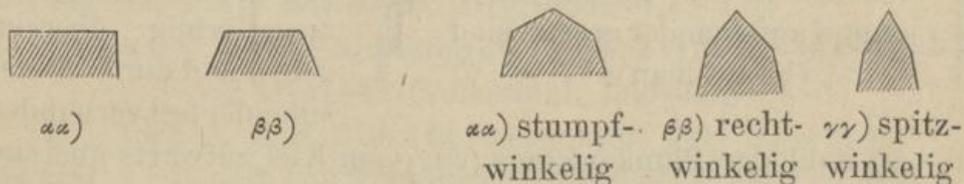
1. Einbaum (ausgehöhlter Baumstamm)? 2. Plankenboot?

- a) Vorderteil (Bug). aa) Seitenansicht:

- α) horizontal, β) gehoben (hochgeh.)



- bb) Draufsicht: α) gerade; β) winkelig.



b) Vordersteven:

α) gerade, $\alpha\alpha$) schräg nach obengehend; — $\beta\beta$) senkrecht;

β) gekrümmt, $\alpha\alpha$) nach innen (concav); — $\beta\beta$) nach aussen (convex).



c) Hinterteil (Heck). Die in Betracht kommenden Formen sind dieselben, wie alle des Vorderteils (Bugs).

aa) Seitenansicht:

α) horizontal, β) hochgehend (gehoben); —

bb) Draufsicht:

α) gerade, β) winkelig; — $\alpha\alpha$) stumpfwinkelig, $\beta\beta$) rechtwinklig, $\gamma\gamma$) spitzwinkelig; — γ) rund, δ) scharf, ϵ) bauchig.

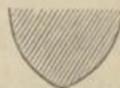
d) Hintersteven:

α) gerade, $\alpha\alpha$) schräg nach oben gehend; — $\beta\beta$) senkrecht; — β) gekrümmt, $\alpha\alpha$) nach innen (concav); — $\beta\beta$) nach aussen (convex).

e) Schiffsboden:

α) horizontal

(eben), β) rund, γ) scharf, δ) mit Kiel, ϵ) ohne Kiel.



f) Schiffswand:

β) schräg γ) schräg

α) senkrecht n. aussen, n. innen, δ) winkelig, ϵ) bauchig.



g) Bauart:

α) Einbaum, $\alpha\alpha$) ohne erhöhte Seitenwand; — $\beta\beta$) mit erhöhter Seitenwand; —

β) Plankenboot, $\alpha\alpha$) mit glatter Wand, wobei die Planken stumpf aufeinander gesetzt sind (Krawelbau); —

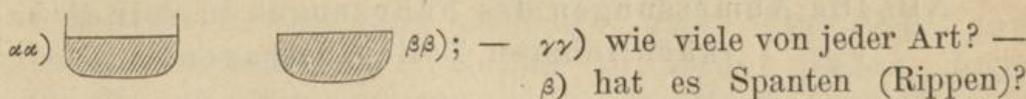
$\beta\beta$) Klinkerbau, wobei die Ränder der Planken dachziegelförmig übereinander gehen und durch Niete miteinander festverbunden sind;



$\gamma\gamma$) Zahl der Plankengänge (der vom Kiel aufwärts übereinander befestigten Plankenreihen); — $\delta\delta$) sind Holz- oder Metallniete oder Stricke verwendet? — $\epsilon\epsilon$) welche Form haben die Niete?

h) Innenbau:

α) hat das Fahrzeug Querwände („Schotten“)? $\alpha\alpha$) halbe, bis zur halben Höhe der Wand; — $\beta\beta$) ganze, bis zum oberen Rande der Wand



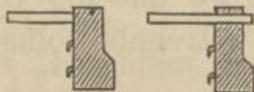
- $\gamma\gamma$) wie viele von jeder Art? — β) hat es Spanten (Rippen)? wie viele und wie weit von einander entfernt? γ) hat es Sitzbänke („Duchten“)? wie viele und wie weit von einander entfernt?
- i) Hat das Boot α) einen ringsherum laufenden Dollbord oder β) nur Verstärklötze für die Dollen? γ) Zahl der Dollen Widerlager für die Ruder).
- k) Ist das Boot α) ganz offen? β) teilweise gedeckt? $\alpha\alpha$) vorne? $\beta\beta$) hinten? $\gamma\gamma$) in der Mitte? γ) ganz mit Verdeck versehen?

III. Fortbewegung durch:

- a) Zug von Menschen oder Tieren, b) Stossen oder Schieben mit Riemen oder Stangen („Staaken“), c) Rudern, d) Segeln.

IV. Steuerung. Wie wird das Boot gesteuert?

- a) mit Ruder („Steuer“)? α) wie ist es am Schiffshinterteil befestigt? β) ist die Ruderpinne übergestreift? oder γ) durch den Ruderkopf gesteckt?



- b) mit Seitenruder am Steuerbord? α) wie ist dies befestigt? β) welche Form hat es? c) wird das Boot mit einem Riemen gesteuert? in welcher Weise? d) ist es mit einem Schwert versehen? α) auf einer Seite? β) auf beiden Seiten? γ) in der Mitte? δ) sind die Schwerte fest mit der Schiffswand verbunden?

V. Takelung.

- a) Zahl der Masten, b) Benennung der Masten, c) Stellung der Masten senkrecht oder geneigt, d) haben sie Wanten? e) sind Bugspriet und f) Klüverbaum vorhanden? g) Zahl und Benennung der Segel: α) sind es Raasegel oder β) Sprietsegel? γ) Seitensegel mit Giek und Gaffel? δ) Lateinische Segel, dreieckig mit schräger Raee? ϵ) wie viel Focksegel sind vorhanden? ζ) werden Toppssegel geführt? η) welche Form haben die einzelnen Segel? θ) wie ist ihre Benennung? (Um Skizzierung der Form der Segel wird gebeten.)

VI. Benennung des Fahrzeuges und seiner einzelnen Teile im Dialekt (volkstüml. Benennung).

VII. Zweck und Benutzungsweise des Fahrzeuges.

- a) zum Transport von Personen? b) welcher Güter? c) zum Fischen?

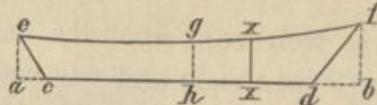
VIII. Seit wann ist diese Schiffsform am Orte gebräuchlich?

IX. Wie weit ist sie verbreitet?

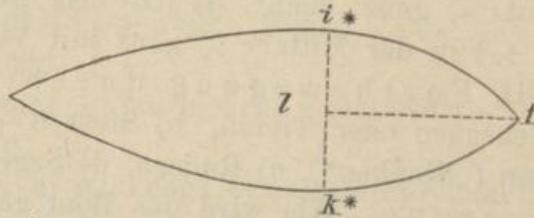
X. Durch wen ist sie in der Gegend eingeführt?

XI. Welche Fahrzeuge waren früher im Orte oder in der Gegend gebräuchlich?

XII. Die Abmessungen des Fahrzeuges in seinen hauptsächlichsten Teilen betragen:



a) grösste Länge (a—b), b) Kiellänge (c—d), c) Höhe des Vordertheils (d—f), d) Höhe des Hinterteils (a—e), e) Höhe im niedrigsten Teile des Rumpfes (g—h,



f) grösste Breite (i—k), g) Entfernung der grössten Breite am vordersten Punkte des Bootes (l—f).

Zusätzlich bemerke ich, dass sich nach den zwei Hauptflüssen der Provinz Brandenburg der Elbe und der Oder schon jetzt, nach Lage meiner Beobachtungen, zwei getrennte volkstümliche Schifffahrtsgruppen unterscheiden lassen.

Die bezüglichlichen Ausdrücke beider Stromgebiete werden im untern Laufe vom Meer und der Seeschifffahrt beeinflusst, bei der Elbe von Hamburg und der Nordsee, bei der Oder von Stettin und der Ostsee. Durch den Finow-Kanal tritt eine Vermengung beider Gebiete ein. Der obere Lauf der Elbe wird durch die böhmisch-sächsische Schifffahrt — auch von der böhmischen Moldau her — beeinflusst; die Oder-Schifffahrt von Breslau her, aber auch slavischerseits von der bei Küstrin in die Oder einmündenden Warthe. Manche der Ausdrücke und Schiffsformen unsers Odergebietes sind im brandenburgischen Elbgebiet ganz ungebräuchlich und umgekehrt.

Ich bitte aber die Nachforschungen sowohl wie die Angaben auch auf die brandenburgische Fischerei auszudehnen. Für dieselben ergeben sich ähnliche Unterschiede je nach dem es sich um das Flussnetz der Oder oder der Elbe handelt.

Einiges auf die volkstümliche Fischerei bezüglichliche Material habe ich selbst u. a. in folgenden Schriften bereits veröffentlicht: Führer durch die Fischerei-Abteilung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin. 2. Ausg. 1880. — Einteilungsplan der Zoologischen Abteilung des Märkischen Museums: Fische. Berlin 1885. — Verzeichnis der Fischerei-Geschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Übersichten. Berlin 1896.

9. Bildliche Erinnerung an das „tolle“ Jahr 1848. Aus dem Nachlass des bekannten Reisenden Dr. Fedor Jagor, dessen Testamentsvollstrecker ich geworden bin, hat das Märkische Museum ein aus dem Jahre 1848 stammendes Bild erworben, welches ein Streiflicht auf die damaligen phantastischen Vorstellungen wirft, welche sich bei manchen jugendlichen Enthusiasten mit Lebhaftigkeit geltend machten. Das Bild ist in Öl auf Leinwand gemalt, nach Angabe des Herrn Dr. Dubois-Reymond, von dem spätern Direktor der Berliner Kunstakademie Carl Becker und hat eine Höhe von 33 cm, bei einer Breite von 27 cm.

Es stellt den genannten Maler, ferner den Künstler Heidel, den verstorbenen Fedor Jagor, den bekannten russischen Flüchtling und Kommunisten Bakunin und noch einen bislang nicht festgestellten jungen Mann dar, wie sie auf dem Cladow Sandwerder in der Havel gegenüber Wannsee am Ufer ein Feuer angemacht haben und am Spiess einen Hammelbraten. Nach einem durchschwärmten Abend waren die Abenteurer hier gelandet, Bakunin hatte vorgeschlagen von einer Hammelherde bei Cladow ohne weiteres ein Schaaf zu rauben. — Das Proudhonsche Wort „Eigentum ist Diebstahl“ war ihm offenbar zu Kopfe gestiegen. Mit Mühe brachten es die übrigen Teilnehmer dahin, dass Bakunin die Bezahlung des Wolltieres gestattete. Es sollte auf der Insel ein kommunistischer Zukunftsstaat begründet und dessen Entstehen mit der Schlachtung eines Hammels und einem Gelage gefeiert werden. Die Nacht war übrigens so kühl und das angebrannte zähe Hammelfleisch schmeckte so abscheulich, dass die jugendlichen Stürmer am andern Morgen sehr ernüchtert und in katzenjämmerlicher Stimmung nach Hause kehrten.

Michael Bakunin, damals 34 Jahre alt, hatte sich nach dem Slavenkongress und dem Aufstand in Prag nach Wien gewendet, wo er mit den unruhigsten deutsch-radikalen Führern anbändelte, bis er im Oktober aus Preussen ausgewiesen wurde. In die Zeit dieses Berliner Aufenthalts fällt das Abenteuer auf dem Cladow Sandwerder. Die Tannen, welche der Maler im Hintergrunde angebracht hat, verdanken seiner Phantasie ihren Ursprung und sind nur des Effekts halber angebracht. Mir ist wenigstens nicht bekannt, dass damals dort Tannenbäume gewesen seien.

10. Hierauf hielt Herr Professor Dr. Galland einen mit lebhaftem Beifall begrüßten, durch Bilder aus dem Märkischen Museum unterstützten Vortrag, betitelt:

Die ältere Berliner Geschichtsmalerei.

Wenn wir heute von einer heimischen Geschichtsmalerei reden, so denken wir vornehmlich an den künstlerischen Abglanz der jüngsten Zeitgeschichte, deren wichtigsten Momente die Entstehung und der

Ausbau des deutschen Kaiserreiches bilden. So haben die letzten grossen Kriege unseres Volkes eine malerische Darstellung von kaum je erreichtem Umfang erfahren. Doch weiss ein Jeder, dass die Darstellung von Historien schon früher auch bei uns nennenswerte Ergebnisse gehabt hat. Nur über die Zeit der Anfänge in Berlin ist man in weiten Kreisen noch recht mangelhaft unterrichtet. Da diese Anfänge dadurch eine besondere Bedeutung beanspruchen, dass im Rahmen des ältern Geschichtsfaches die vaterländischen und die zeitgeschichtlichen Stoffe sehr hervortraten, wird hier noch näher zu beleuchten sein. Die vorliegende Betrachtung möchte ich daher auf diesen Teil der Historienmalerei beschränken. Dass wir heute kaum die Namen jener alten Meister und die Titel ihrer Werke, geschweige gar diese selbst, kennen, ist wohl Schuld der Kunsthandbücher, die manches verheimlichen, wie sie anderes über Gebühr verherrlichen und die Dinge so darstellen, als sei die moderne Historienmalerei im 19. Jahrhundert von Paris und Belgien ausgegangen. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist allerdings die Mehrzahl unserer Historienmaler durch die Ateliers der Franzosen und Belgier, der Delaroche, Cogniet, Wappers u. a. gegangen. Aber muss nicht den Glauben, dass es auch ausserhalb dieser Hauptströmung eine Historienmalerei früher bei uns gab, schon der einzige Name Adolph Menzel befestigen? Unabhängig von jenen westlichen Meistern behandelte er frühzeitig vaterländische Stoffe mit Erfolg. Schon zwischen 1834 und 1836 hatte er den Anfang gemacht mit einer Folge von lithographierten Zeichnungen: Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte und auf 12 Blättern die Epochen Albrechts des Bären mit der Einführung des Christentums bei den Wenden und der Erstürmung von Brennabor, des ersten hohenzollernschen Kurfürsten Friedrich, Joachims II., des Grossen Kurfürsten und der Schlacht bei Fehrbellin u. s. w, bis zur Zeit der Befreiungskriege mit jugendlichem Temperament geschildert.

Die spätern Biographen des inzwischen berühmt und zur Exzellenz gewordenen Menzel pflegen die Dinge so darzustellen, als habe der damals 19jährige Jüngling eine unerhörte und völlig neue künstlerische That vollbracht. In Dr. Rosenbergs Geschichte der Berliner Malerschule heisst es: Für die historische Bedeutung der von Menzel gewählten Momente hatte man damals nicht das geringste Verständniss und man konnte es auch nicht haben in einer Periode, während welcher eine unheilvolle Politik unser Vaterland lenkte. Freilich wurden die Freiheitskriege noch von einigen Künstlern ausgebeutet; aber das patriotisch-historische Moment trat hinter dem rein militärischen zurück. In dieser trostlosen Zeit politischer Erschlaffung wies nun der 19jährige Menzel mit energischer Hand auf die Marksteine in der Entwicklung der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte hin. Er zeigte die Etappen

eines kraftvollen Entwicklungsganges in lebendiger Verkörperung durch hervorragende Persönlichkeiten: Friedrich von Hohenzollern, der Grosse Kurfürst, Friedrich der Grosse erscheinen zum ersten Male (!) innerhalb der preussischen Malerei als charaktervolle Typen und in einer Umgebung, für welche ebensogünstig der historische Charakter getroffen war.“ Das ist sehr schön gesagt, aber wir werden erfahren, dass die verdienstvollen Menzelschen Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte damals durchaus keine besondere Neuheit repräsentierten. Seit den Tagen Chodowieckis, seit der ersten akademischen Kunstausstellung in Berlin 1786, führen die alten Ausstellungs-Kataloge fast ohne Unterbrechung solche vaterländischen „Denkwürdigkeiten“ einzeln oder in ganzen Folgen auf. Der junge Menzel ist also nur auf einer lange vor ihm bereiteten Bahn fortgeschritten, freilich dank seines sieghaften Talents erfolgreicher als die andern. Wenn indes gemeint wird, dass jene Erstlingsarbeiten des jungen Künstlers z. Zt. nicht das geringste Verständnis fanden, so kann dies weit eher für die damaligen Hauptströmungen der Malerei, die ausserhalb Berlins blühten, gefolgert werden. Anderwärts war das Publikum damals mehr als bei uns daran gewöhnt, das Geschichtliche — sei es durch Idealisierung der Form, sei es durch gedankliche Vertiefung des Stoffes, durch Steigerung des Ausdrucks, selbst schon durch erhöhten Farbenreiz — in einem gleichsam interessanten Lichte zu erblicken, und ausserdem schwärmte die Klassik für die Antike, die Romantik für das Mittelalter. Jene ältere Generation lebte völlig im Banne ästhetischer Anschauungen und sie mag es von ihrem Standpunkt aus vielleicht als eine Dekadenz betrachtet haben, dass man in Berlin an Stelle ihres Schönheitsverlangens die nüchterne Beobachtung setzte und sich für patriotische Stoffe, für die jüngeren und jüngsten Geschichtsepochen begeistern konnte.

Den frischen Eindruck des Jüngsterlebens, die Zeitgeschichte zu malen, halten manche wohl auch heute für künstlerisch erfolglos. Man müsse die Dinge von weitem überschauen können, meinen sie. Wer soll dann aber das Gewand, den Charakter, die genaueste Wahrheit einer Epoche für die Zukunft festlegen — wenn nicht der lebende Zeuge dieser Epoche? In einer kürzlich am Kaisersgeburtstage gehaltenen Festrede in der Akademie der Künste sagte Herr von Tschudi, Direktor unserer Nationalgalerie: „Hundert Jahre mussten vergehen bis die Friderizianische Zeit ihre künstlerische Wiedergeburt erlebte. Keiner der zeitgenössischen Maler wäre (!) imstande gewesen, das Bild des grossen Königs und seiner Generale mit der zwingenden Wahrheit des innerlich Geschauten vor uns hinzustellen, wie es dem Meister des 19. Jahrhunderts glückte.“ Da jener Redner den Ausdruck „wäre imstande gewesen“ gebraucht, so scheint auch ihm nichts von

einem Versuch der zeitgenössischen Maler und der folgenden Generation in gedachter Richtung bekannt zu sein. Aber hat er denn mit der Thatsache, die er anführt, wirklich recht, ich meine generell betrachtet recht? Müsse denn unbedingt jede gleichzeitige oder schnell folgende Schilderung grosser Ereignisse zu einem Fiasko führen? „Man“ habe, so behauptete der Festredner der Akademie, „die künstlerische Gestaltung eines unkünstlerischen Stoffes“ gefordert, als man die lebenden Maler die Kriege von 1864, 1866, 1870 und 1871 verbildlichen liess. Ich kenne überhaupt keinen künstlerischen Stoff an sich! Unkünstlerisch kann er wohl durch die mangelnde Fähigkeit des Malers werden. Aber echte schöpferische Kraft vermag jeden Stoff zu meistern und künstlerisch zu gestalten.

Und das hätte ein Menzel, wäre er 50 Jahre früher an die Arbeit seiner friederizianischen Darstellungen gegangen, auch sicherlich gekonnt, früher oder später. Später hatte er bekanntlich erst, gleich einem Gelehrten, alle erhaltenen Dokumente des verflossenen Zeitalters in ihren Verstecken aufstöbern müssen. Ein erheblicher Teil seiner Vorarbeit wäre ihm erspart geblieben, ohne dass ihm dadurch die künstlerische Lösung seiner Aufgabe unmöglich gemacht worden wäre. Es wäre auch wohl seltsam, wenn grosse Ereignisse immer nur auf geringwertige künstlerische Zeugen gestossen sein sollten. Hat nicht z. B. ein Alfred Rethel den Eindruck der Revolution von 1848 in seinem berühmten Totentanz unmittelbar festgelegt; hat nicht der grosse Rembrandt in seiner sog. Nachtwache eine Amsterdamer Schützenabteilung in Bewegung und der Spanier Velasquez ein anderes Zeitereignis, die Uebergabe von Breda, gemalt — Darstellungen, die nicht nur „Historien“, sondern vor allem echte Kunstwerke sind?

Zugleich lehren die zuletzt erwähnten Beispiele, dass die moderne Historienmalerei nicht so neuen Datums ist, wie viele glauben. In Italien wurden bereits im 16. und im 17. Jahrhundert Schlachten- und Belagerungen von Vasari und Salvator Rosa, in Frankreich im 17. Jahrhundert von van Loo, Lebrun, van der Meulen, in den Niederlanden damals von Pieter Snayers u. a. gemalt. Es gab also schon zur Zeit der Renaissance nicht wenige Historien- und Kriegsmaler, die man zu den deutschen Kriegsmalern der eben verflossenen Epoche in Parallele setzen kann.

Um so auffälliger, dass das 18. Jahrhundert in dieser künstlerischen Richtung sich so unbedeutend bethätigt hat. Friedrich II. und seine Kriegserfolge wären freilich dazu angethan gewesen, die schaffenden Kunstkräfte zu entflammen. Aber andererseits war es bekanntlich grade dieser so weitsichtige grosse Fürst, der, weil er das geringste Mass von Achtung für deutsche Kunst empfand, die heimischen Talente lähmte. Seine französisch verfasste Abhandlung „De la Littérature Allemande

(1780)“ zeigt ausserdem, wie absprechend er über die poetische und historische Litteratur seines Volkes im allgemeinen urteilte. Man weiss auch, welche Abneigung er hatte, den Künstlern zu einem Bildnis zu sitzen. Ihre Studien der Person des Monarchen mussten sie z. B. bei einer Parade oder beim Manöver machen, wenn sie sich nicht auf flüchtige Erinnerungen verlassen wollten.

Der alte Schadow, der bekannte Bildhauer, erzählt in seinem Buche „Kunstansichten“ — einer Selbstbiographie, die erst 1849 herauskam, dass die jungen Künstler im Mai 1780 früh morgens mit den ausrückenden Soldaten zum Thore hinausspazierten; sie fanden da lebende Wouwermans d. h. also wirkliche Scenen, die an Gemälde Wouwermans erinnerten. „Die gelben Reiter u. A. kampierten im Freien. Chodowiecki nahm da seinen König, und es ist das Blatt: der König zu Pferde im Profil, das beste, was die totale Erscheinung wiedergiebt. Der alte Ziethen nahm den zweiten Rang etc.“ In Ermangelung besserer Bildnisse des alten Fürsten hat Chodowieckis Reiterkonterfei Friedrichs II. später mehrere Künstler sichtlich beeinflusst. Aber diese Ungunst der Verhältnisse bezüglich künstlerischer Studien erklärt das niedrige Niveau der Berliner Historienmalerei bei Lebzeiten des Königs doch keineswegs. Mehr überzeugt die Thatsache, dass damals an ausgiebigen heimischen Talenten überhaupt Mangel war. Bernhard Rode, geb. 1725 in Berlin, Daniel Chodowiecki geb. 1726 in Danzig und allenfalls noch Frau Anna Dorothea Therbusch geb. Liszewska, geb. 1721 zu Berlin, möchte ich die namhaftesten Kräfte nennen, die sich hier in Historien versucht hatten. Auch lag das herrschende Übel an dem geradezu kläglichen Zustand der Akademie der Künste, die unter dem Franzosen Lesueur nichts weiter als eine Zeichenschule bedeutete. Hierin hatte auch nach dem Tode Lesueurs 1783 die Berufung des Berliners Rode an die Spitze der Akademie zunächst garnichts ändern können; vielleicht hat sie nur das Selbstgefühl der heimischen Künstlerschaft moralisch zu stärken vermocht.

Kurz vor seinem Tode erwies Friedrich der Akademie noch die Wohlthat, dass er dem schwergeprüften Institut in dem Minister Freiherrn von Heinitz einen thatkräftigen, vielvermögenden Kurator gab. Heinitz soll es gewesen sein, der die Künstler sogleich nachdrücklichst auf die dankbaren vaterländischen Stoffe hinwies und durch dessen Förderung die erste akademische Kunstaussstellung noch im Todesjahr Friedrichs des Grossen 1786 beginnen konnte. In das damals verbesserte alte Reglement der Akademie wurde u. A. die Abhaltung von Kunstaussstellungen als eine dauernde Einrichtung in Berlin aufgenommen. Wie Gottfried Schadow und die zeitgenössischen Bildhauer seit diesem Jahre (1786) unaufhörlich an der monumentalen Verherrlichung des gestorbenen grossen Königs arbeiteten und ihre plastischen Modelle

und Entwürfe zu einem Friedrichsdenkmal auf die Ausstellungen schickten — so haben gleichzeitig die Maler die Thaten, die Siege, die Tugenden Friedrichs in Bildern, manchmal noch allegorisch, zumeist aber realistisch vorgeführt. Und für die, welche persönlich jene Glanzzeit Preussens nicht miterlebt, kam bald eine wichtige anregende Quelle hinzu, aus der sie die Kenntnis der friederizianischen Kriegsepoche mit allen Details schöpfen konnten: nämlich die von Archenholz verfasste „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“, die 1789 im Berliner Historischen Taschenbuch und vier Jahre darauf erweitert, zweibändig erschien.

Bernhard Rode und Daniel Chodowiecki waren damals bereits in ihr 7. Jahrzehnt getreten; sie standen in der Reihe der Zeugen der friederizianischen Vergangenheit obenan. Neben dem Phantasiemenschen Rode war der andere der kühle nüchterne Beobachter des Lebens. Doch war der gedankliche Horizont Chodowieckis weder so eng, wie Viele glauben, die von ihm nur höchst saubere Spiegelbilder der gewöhnlichen Wirklichkeit kennen — noch war Rode nichts weiter als der leichtfertige Schnellmaler, der „Fixmaler“, der Fa presto seiner Zeit, als den ihn der alte Schadow der Nachwelt denunziert hat. Die Studien des letzteren waren unleugbar ernst und dauernd eifrig betrieben worden, ehe er seine Meisterschaft im Aktzeichen und Entwerfen erlangte. Im Malen hatte er sich einst im Atelier Antoine Pesnes hinlängliche Kenntnisse erworben. Dann suchte er seine Studien in Paris und in Italien, in Venedig und Rom, zu vollenden. Die strengere Richtung eines Mengs hat ihn auch später nicht berührt. Er darf vielmehr als ein Epigone der Barockmeister, jener raumgewaltigen Malerdekorateure, deren letzte Grösse Tiepolo damals noch lebte, genommen werden. Mit ihnen teilte Rode die Gepflogenheit, die Gestalten, die er schuf, nicht charakteristisch durchzubilden, nicht individuell zu beseelen. Die typische Behandlung der menschlichen Figur und ihrer Glieder will weniger als ein Fehler des Meisters betrachtet sein, sondern sie offenbart die Eigenschaft des Dekorateurs. Aber diese Eigenschaft wirkt im Staffeleibilde, im Historiengemälde natürlich so unvorteilhaft wie möglich. Die älteren Zeitgenossen, wie Friedrich Nikolai und der Dichter Ramler, der an ihn eine Ode richtete, hatten trotzdem eine sehr hohe Meinung von Rodes Fähigkeiten nicht nur als Maler von Deckenfresken, sondern auch als Schöpfer von Historien religiöser und weltlicher Gattung, selbst als Porträtist und endlich als Radierer. Ein grosser Teil seiner Plafondmalereien, die für die künstlerische Beurteilung wohl wichtig wären, ist leider zu Grunde gegangen; seine Altargemälde sind sehr zerstreut und darum nicht leicht zugänglich. Was ich von ihm allein kenne, seine Radierungen und ein Paar Gemälde, lassen ihn als einen Künstler erkennen, der sehr geschickt Selbster-

sonnenes und auch von ältern Meistern Entlehntes zu gefälligen Kompositionen zu verbinden wusste. Seine Gruppierungen zeigen entschieden malerischen Geschmack. Seine Farbe ist die lichte, heitere der Rokokozeit. In seinen Historien wirkt er zumeist übersichtlich und verständlich, und er weiss auch Teilnahme für seinen Gegenstand zu gewinnen. Das ist sicherlich nicht alles, was zu einem wirklichen Historienmaler gehört; aber für jene Epoche erscheinen die Qualitäten Rodes immerhin beträchtlich. Es spricht für sein Können wie für die allgemeine Anerkennung, die er frühzeitig fand, dass er für den König ein von Pesne unvollendet zurückgelassenes grosses Gemälde, einen „Raub der Helena“ vollenden durfte. Chodowiecki besass von ihm — wie Nikolai in seiner Topographie von Berlin und Potsdam 1779 bemerkt — ausser einigen Bibelbildern, eine Historie, den Tod Kaiser Barbarossas vorstellend.

Rodes Stoffgebiet war also, wie Sie aus meinen flüchtigen Angaben schon entnehmen konnten, recht umfassend. Das Interessanteste für uns aber ist wohl: dass er für die heimische Malerei das vaterländische Gebiet inauguriert hat — wie gesagt, 50 Jahre vor Adolph Menzel. Dass die Kunstgeschichtsschreibung unserer Tage eine so erhebliche Thatsache verschweigen konnte, scheint mir im hohen Grade bedauerlich. Statt dessen hat sie freilich ein analoges Verdienst, welches sich ein Anglo-Amerikaner ungefähr um dieselbe Zeit erwarb, als eine künstlerische Grossthat gefeiert. Benjamin West und einige seiner Landsleute haben damals der Geschichte ihrer amerikanischen Nation geeignete Stoffe entnommen. Gebührt diesen Leistungen der Ausländer zeitlich und vom malerischen Standpunkt jedenfalls der Vorrang, so ist doch wohl daneben das Verdienst Rodes noch immer wenigstens der nachdrücklichen Erwähnung wert, obwohl von einem deutschen Autor es fast zu viel verlangt wäre, dem Propheten im eigenen Lande gerecht zu werden, also lediglich anzuerkennen, dass in den Tagen, da Winckelmann und Lessing die empfänglichsten Geister für das klassische Altertum fesselten und schliesslich selbst die Künstler allerwärts in diese formenstrenge ideale Richtung drängten, dass damals nicht nur in London die Amerikaner West und Copley nationale und moderne Geschichtsstoffe wählten, sondern auch einzelne unbeachtete preussische Maler in Berlin, die hier sogar eifrige Nachfolge fanden.

Vorläufig, da an der Hand unserer geringen Kenntnis der Werke Rodes die Frage der englischen Priorität und künstlerischen Überlegenheit nicht absolut zu entscheiden ist, sind wir genötigt, dem alten Schadow Glauben zu schenken, der das Berliner Historienbild von jener englisch-amerikanischen Richtung ableitete. Trotzdem möchte ich die Möglichkeit nicht ganz abweisen, dass der damalige Realismus der Berliner Maler ein später Ausläufer der ältern niederländischen

Wirklichkeitskunst gewesen sein möchte, die im 17. Jahrhundert eine Pflegestätte an der Spree hatte und diese Nachwirkung hier wohl zeitigen konnte. War doch damals auch in der Bildnerei Tassaert, der Lehrmeister Schadows, ein Niederländer, der als Altersgenosse Rodes die Statuen der Generale Seydlitz und Keith im realistischen Zeitkostüm für den Wilhelmsplatz meisselte.

Dennoch spricht anderes für die gegenteilige Meinung Schadows. Wests berühmtes Gemälde „Tod des Generals Wolfe in der Schlacht bei Quebeck am 13. September 1759“, zum ersten Male bereits 1768 in der Royal Academy zu London ausgestellt, war zweifellos frühzeitig durch den Kupferstich auch in Berlin bekannt geworden. Es ist hier eine gefühlvolle Scene von fast realer Auffassung komponiert, die später wohl für Hunderte von Todesdarstellungen zum Vorbild diente. Ein gleiches für die Preussische Geschichte zu leisten, schreibt Schadow, seien Cuningham und Clemens im Jahre 1784 nach Berlin gekommen. Er knüpft also an ein ganz bestimmtes Datum an für die Uebertragung des modernen Realismus auf die Berliner Geschichtsmalerei durch den englischen Maler Cuningham und den englischen Kupferstecher Clemens. Ersterer habe einen richtigen Blick für die preussischen Militärkostüme und die Haltung des Militärs gehabt und nahm sich heraus, unsere Meister zu korrigieren, was gut angenommen wurde. Dann weiter: Cuningham malte Portraits in Pastel; ihm lag daran die Ähnlichkeiten zu erhalten vom Personal, welches den König bei der grossen Revue umgab. Auf der kürzlichen Kronjubiläums-Ausstellung war in der That auch ein Ölgemälde auf Leinwand (1,69 m × 2,44 m) von diesem Engländer zu sehen: „Friedrich der Grosse mit seinem Gefolge vom Manöver zurückkehrend.“ Es ist dasselbe Bild, welches zuerst auf der akademischen Kunstausstellung von 1787 gezeigt wurde. Auf der ersten Ausstellung von 1786 wurde Cuningham noch als „Bildnismaler aus London“ im Katalog bezeichnet, ein Jahr nachher rangierte er bereits unter die „Berlinischen Künstler“ und bei der vierten Ausstellung wurde er Historienmaler und akademisches Mitglied genannt. Auch der Begründer seiner Richtung der Historienschilderung in London Benjamin West war ordentliches Mitglied der Berliner Akademie, die seinen Tod in ihrer Sitzung am 30. April 1821 beklagte.

Einer genauen Untersuchung des auffindbaren Materials muss es überlassen bleiben, künftig zu entscheiden, ob der kunstgeschichtliche Thatbestand in dem Schadowschen Buche zu Ungunsten unseres Bernhard Rode etwa verschleiert und die dortige Angabe event. zu korrigieren sei. Jedenfalls scheint es mir wichtig, festzustellen, dass Rode schon im Jahre der Eröffnung der akademischen Ausstellungen nicht weniger als 22 Historienbilder zum Teil mit lebensgrossen Figuren zeigen konnte, und es ist wohl anzunehmen, dass manchen

dieser Werke aus der Zeit vor Cuninghams Ankunft in Berlin stammte. Allein 14 Stücke dieser Sammlung bezogen sich auf die vaterländische Geschichte. Es muss uns vorläufig genügen, nur die Themata kennen zu lernen: Burggraf Friedrich IV. übergibt dem Kaiser Ludwig von Bayern den Degen des von ihm besiegten Gegenkaisers. Friedrich I. wird vom Kaiser Siegismund mit der Kurwürde belehnt. Kurfürst Friedrich II. schlägt die böhmische Krone aus. Albrecht Achilles erobert eine feindliche Fahne. Johann Cicero als thatkräftiger Friedensfürst. Krönung der Kinder Joachims I. Joachim II. nimmt zuerst den Kelch beim Hl. Abendmahl. Johann Georg verteilt an seine Söhne das fürstliche Erbe. Joachim Friedrich stiftet den Geheimen Staatsrat. Johann Siegismund schliesst eine protestantische Union. Georg Wilhelms Unterredung mit Gustav Adolf von Schweden. Der Grosse Kurfürst mit Derflinger auf dem Kurischen Haff. Die Königskrönung Friedrichs III. König Friedrich Wilhelm belagert Stralsund . . . Bis auf die damalige Gegenwart ist der Schöpfer dieser Bilderfrage hier noch nicht gegangen. Auf jener ersten Berliner Kunstausstellung führte Daniel Chodowiecki u. v. a. eine Allegorie auf den Frieden der Kaiserin Katharina II. mit Polen und der Türkei in Federzeichnung vor, dagegen sein jüngerer Bruder Gottfried Chodowiecki drei kleine Aquarelle: Schlachtenbilder aus dem russisch-türkischen Kriege von 1769 und 1770 — also Zeitgeschichte im realen Gewande.

Mit dem zweiten Ausstellungsjahr (1787) erkennt man, wie die heimischen Kräfte inzwischen angefangen haben, sich der Gestalt und der Thaten des verstorbenen grossen Königs künstlerisch zu bemächtigen. Mit Vorliebe suchen die Bildhauer wie auch die Maler die historische Erscheinung mit einem heroischen Nimbus zu verbinden; die Tracht wird antikisiert, die Umgebung allegorisiert. Rode schildert damals z. B. die Gerechtigkeitsliebe des „Preussischen Titus“ (wie der König im Text des Katalogs heisst) durch einige Frauengestalten, welche abstrakte Tugendbegriffe, Gerechtigkeit, Klugheit, Dankbarkeit, als Genien verbildlichen. Allegorisch wird von dem Künstler auch der König als Stifter eines Fürstenbundes verherrlicht, wie er gepanzert und lorbeer gekrönt dasitzt und ein Bündel Pfeile mit dem Ölzweig umkränzt: Deutschland, die Staatsklugheit und die Eintracht sind hier als Genien beigegeben . . . Dagegen stellt sich Rode in zwei andern Bildern ganz auf den Boden der Wirklichkeit; und beide Arbeiten erinnern allerdings gegenständlich an jenes Werk von Benjamin West, da sie Sterbeszenen geben: der Tod des Königs und der Tod des ertrunkenen Herzogs Leopold von Braunschweig. Von letzterem Gemälde — ebenso von Rodes „Fürstenbund“ — enthält die Publikation der akademischen Hochschule, die zur Jubelfeier 1896 erschien, kleine, aber gute Abbildungen. Die Situation: wie Herzog Leopold von Schiffen aus dem Wasser

gezogen und erkannt wird, bekundet soviel Glaubhaftigkeit, dass man vor solchem kräftigen und durchaus modernen Realismus des Berliner Meisters des 18. Jahrhunderts allen Respekt haben muss.

Rodes Schüler Frisch, der liebenswürdige und zaghafte Frisch, wie ihn Schadow mit Hochachtung nennt, war gleichfalls Historienmaler und trat mit seinen vaterländischen Stoffen, seinen friderizianischen Bildern ganz in die Fusstapfen seines Lehrmeisters. Eins seiner Hauptwerke, „der Tod Schwerins in der Schlacht bei Prag“ von 1787 erinnert ebenfalls an jenes Vorbild des amerikanischen Meisters West. Der Kupferstecher Berger hat später eine zweite gelungene Komposition von Frisch „Seydlitz in der Schlacht bei Rossbach“, 1795 ausgestellt, als Pendant zu dem Schwerinbilde auf Kupfer übertragen; beide Stiche sind in der genannten Festschrift im kleinsten Format reproduziert . . . Die Kunstaussstellung von 1789 brachte wiederum ein historisches Gemälde von Cuningham: „Friedrich II. in der Schlacht bei Hochkirch“, wo Keith und andere preussische Generale fallen, ohne dass des Königs Mut und Kaltblütigkeit nur einen Augenblick ins Wanken kommen. Die Beschreibung im Katalog lobt die Wahrheit und die Kraft des Ausdrucks aller Gruppen und Einzelfiguren und resümiert die Vorzüge des Bildes durch die drastische Bemerkung, dass dem Beschauer die Geschichte hier bis zur Täuschung nahegeführt sei. Die Künstler schrieben sich also damals ihre Kritiken selber, und sie waren sehr zufrieden damit.

Das Berliner Publikum scheint den historischen Stoffen übrigens wirkliches Interesse entgegengebracht zu haben, sonst würden sie kaum sich dauernd behauptet haben. Selbst Daniel Chodowiecki, der bisher wohl nur vereinzelt Friderizianisches produziert hatte, wie jene Anekdote vom alten Ziethen, der vor Friedrich einnickte, und die Potsdamer Wachtparade von 1777 mit dem König zu Pferde, bietet in diesen Jahren Vaterländisches in Hülle und Fülle, mit dem er die verschiedenen Almanache schmückt: hervorgehoben sei nur der Berlinische genealogische Kalender auf 1794, welcher zwölf Thaten Friedrichs II. illustriert und der Lauenburgische Kalender desselben Jahres mit den Verbildlichungen von sechs friderizianischen Anekdoten.

Dem 18. Jahrhundert und kürzere Zeit dem Berliner Künstlerkreise gehörte auch der berühmte Däne Asmus Carstens an, der gedankenreiche erste Klassizist unter den Malern, dessen ideale Ausdrucksweise bekanntlich das Gewand des künstlerischen Griechentums und des Cinquecentos trug. Im Jahre 1791 hat er als einziges Beispiel der vorliegenden Gattung „Die Schlacht bei Rossbach“ als „Zeichnung in Braun“ ausgeführt; er sandte sie zugleich mit einer Argonautenskizze auf die nächste Berliner Ausstellung. Näheres darüber berichtet Schadow in den „Kunstansichten“: „Carstens, ein Künstler, den Kennern in

wertem Andenken wegen des hohen Stils in seinen Crayon-Entwürfen erhielt den Auftrag, König Friedrich II. in der Schlacht von Rossbach mit Gefolge zu zeichnen; es fiel so aus wie das von B. Rode, nämlich ganz unbrauchbar“. Mit den ästhetischen Grundsätzen der klassischen Richtung war freilich bei solcher Aufgabe nichts anzufangen. Die Schlacht im Hintergrunde ist nicht allzu aufregend geschildert; während vorn rechts der König zu Ross mit vorgestrecktem Krückstock einem General Befehle erteilt, so gemächlich wie auf einer Wachtparade und zwar „einer aus der guten alten Zeit“, nach den „Fliegenden“ . . . Carstens starb 1798 in Rom, ihm war Rode um ein Jahr voraufgegangen, Cuningham lebte damals längst nicht mehr und Chodowiecki folgte nach kurzem Direktorat im Jahre 1801.

So begann die Historienmalerei im neuen Jahrhundert mit für uns grossenteils neuen Persönlichkeiten. Zunächst brachte die Kunstausstellung von 1800 gleich eine Sammlung von Historien, eine Galerie vaterländisch-historischer Darstellungen in Malerei, Stich- und Handzeichnung, die — wie man im Katalog liest — „grösstenteils auf Befehl S. Maj. des Königs angefertigt“ waren. Friedrich II. nach der Schlacht bei Leuthen, jene bekannte Scene „Bon soir Messieurs“, die ja auch Ad. Menzel später packend schilderte, war ein Kupferstich von Daniel Berger nach der Zeichnung des Dresdener Professors Schubert, Friedrich II. bei Collin war ein Gemälde von Frisch, Friedrich der Grosse am Sarge des Grossen Kurfürsten ein Werk von Puhmann, der Grosse Kurfürst mit Gemahlin bei der Belagerung von Anklam, lautete der Titel einer Malerei von Prof. F. G. Weitsch, der aus Braunschweig stammte und an die Berliner Akademie berufen war. Ferner sah man auf jener Ausstellung von 1800 vaterländische Historien von Meil d. Ältern, Chodowiecki, H. A. Daehling, Rosenberg, Grätsch, Collmann, Karl Kretschmar, Karl Kolbe, dem Kupferstecher Meno Haas Prof. H. Schumann u. a. Lehrern und Mitgliedern der Akademie.

Diese Überfülle von Werken der einen Gattung, deren Vereinigung auf der Kunstausstellung von 1800 mehr einer besonderen Veranlassung, der Jahrhundertfeier und dem königlichen Wunsche, zu danken war, konnte daher unmöglich als ein Beweis für die Einseitigkeit des Berliner Kunstschaffens jener Epoche überhaupt gelten. Wer die Kataloge der ersten akademischen Ausstellungen aufmerksam durchblättert, wird vielmehr herausfinden, dass schon damals in unsern Ausstellungen eigentlich jede Richtung, jeder Stoffkreis der Zeit vertreten war: Antike Mythe, Mittelalter, Neuzeit, ideale Poesie und derbe Prosa, Allegorien und Wirklichkeitskunst, Griechentum und Märkertum. Für alles warben die Künstler um die Gunst des Beschauers. Und ein Urteil, dass hier allein der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zuhause sei, das damals kein geringerer als Göthe in der

Zeitschrift „Die Propyläen“ gelegentlich einer Rundschau über das Berliner Kunstschaffen fällte, erscheint demnach anfechtbar. Indes grade für den Jahrhundertanfang bot die Eigenart der akademischen Ausstellung der Göthe'schen Kritik in der That die Berechtigung. Poesie, heisst es in jener Kritik u. a., werde durch Geschichte — Charakter und Ideal durch Porträt — das Allgemein-Menschliche durch das Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeuge man sich bald, dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe . . . So konnte ein Göthe wohl reden vom Standpunkt seiner damaligen Weltanschauung und seiner ästhetischen Glaubenslehre. Der Künstler, der Maler zumal hat Veranlassung seine Thätigkeit im eigenen Lichte zu betrachten; ihm ist Poesie an sich genau so viel und so wenig wert wie Geschichte; die künstlerische Auffassung, die malerische Behandlung — das allein entscheidet. So war es auch damals Gottfried Schadow leicht genug, dem grossen Dichter den Grundfehler seines Urteils nachzuweisen.

Grade an der Charakteristik unserer Gestalten, so etwa meinte er, an den naturgetreuen Bildnissen werde man uns erkennen und von anderen Nationen zu unterscheiden wissen. In der Landschaft gebe es ja auch keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, die man behufs Wiedergabe genau studieren müsse. So wie einst die Holländer, so hätten es auch die Alten schon gemacht. Ihre Statuen zeigen hellenische Geschichtsbildung, haben ganz bestimmte Merkmale. Für den Künstler liege das Allgemein-Menschliche im Rahmen des Nationalen . . .

Wenn die Mehrzahl der Werke der alten Berliner Historienmaler auf einem vergleichsweise nur niedrigen künstlerischen Niveau stand, so ist nicht der nationale Standpunkt ihrer Urheber daran schuld, sondern lediglich ihre unzureichende Begabung . . . Leider hat es auch der nächsten Generation, die, vielfach von romantischen Empfindungen beseelt, nun auch die denkwürdigen Befreiungskriege in den Stoffkreis der heimischen Historienschilderung hineinzog, an durchdringenden Talenten gefehlt: solche waren die Ludwig Wolf, H. W. Kolbe, Friedrich Wilhelm Herdt, Raymond de Baux u. A. allerdings nicht. Erst die folgende Epoche des sog. Biedermeiertums schenkte uns respektable Meister z. B. den begabten und gediegenen Franz Krüger, der Hervorragendes leistete in der Darstellung von Paraden und festlichen Ereignissen, einen Wilhelm Hensel, einen A. Eybel, dessen Hauptwerk „Der Grosse Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin“ s. Zt. Aufsehen erregte . . . Alle diese und viele andere Berliner Maler waren die bisher wenig beachteten Vorläufer unseres Adolph Menzel, des berufensten vaterländischen Schilderers, der durch sein gesteigertes malerisches Gefühl, seinen überlegenen scharfen Geist, seinen sarkastischen

Humor alle jene älteren Meister in den Schatten der Ruhmlosigkeit drängte.

Aber wenn sie auch vielfach ärmlich in der Erfindung ihrer Bilder erscheinen, wenn sie gar aus der Überlieferung der berüchtigten Zopfzeit noch manchmal die nüchterne Form und die gedankliche Platitude beibehielten — so gaben sie uns doch noch mehreres, wofür wir verwöhnten Nachgeborenen ihnen dankbar sein müssen. Ausser der bedeutsamen Thatsache ihrer historischen Richtung überhaupt, gebührt ihnen das Verdienst, dass sie den Sinn für die Heimatkunst in Berlin belebten und verbreiteten. Deshalb darf wohl auch die „Brandenburgia“ das Andenken an diese Vertreter der ältern Berliner Historienmalerei nicht vergessen.

Kleine Mitteilungen.

Das Verschwinden einer ganzen Strasse in einer Stadt gehört zu den grossen Seltenheiten. In Berlin ist gelegentlich des Entwurfs für die Kaiser Wilhelm-Strasse und die Verbreiterung der Kloster- und Neuen Friedrichs-Strasse die Kaland-Gasse und die berüchtigte Strasse an der Königsmauer verschwunden, desgl. bei den Umänderungen bei der St. Nikolai-Kirche seit 1899 die Nikolaikirch-Gasse. Jetzt befindet sich im Gemeindeblatt folgende Bekanntmachung:

Durch anderweitige Bebauung der Neuen Friedrich-Strasse bezw. Rosen-Strasse hat die Schmale Gasse aufgehört zu bestehen.

Berlin, den 31. August 1900.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.

J.-Nr. 316 Wahl 00.

Die Schmale Gasse hiess früher „Bullenwinkel“ und „Rosmarin-Gasse“. Ihre bisherige Bezeichnung wurde vom Kgl. Polizei-Präsidium am 27. August 1837 veröffentlicht. (H. Vogt: die Strassen-Namen Berlins 1885 S. 84.) E. Fr.

Über Hünen-Hacken und einen seltenen Baum. a) In Hohenfinow, wohin ein Teil der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 26. August 1900 sich begab und mit Genehmigung des Herrn Oberpräsidenten von Bethmann-Hollweg, unseres Ehrenmitgliedes, den hervorragend schönen und wohlgepflegten Schlosspark besichtigte, befindet sich hinter der Terrasse vor dem Schloss ein sehr merkwürdiger Solitär-Baum von grosser Schönheit. Es ist ein hochstämmiger virginischer Wach-

holder (*Juniperus virginiana*), welcher nach unseren Messungen einen Meter über der Erde reichlich zwei Meter Umfang hat. Nach Schätzung unseres berühmten Dendrologen und Mitgliedes Dr. Carl Bolle könnte der Baum 150 Jahr alt sein. Die virginische „Ceder“ gehört zu den frühesten Einführungen aus dem Arboretum Nord-Amerikas und ist in der Mark schon seit langen Zeiten akklimatisiert. Der herrliche Baum beschattet mit seinen dunklen feinen Nadelschuppen einen grossen Umfang und sind um den Stamm Sitzplätze angebracht. b) Eine zweite Merkwürdigkeit auf der Terrasse, wenn man vom Schloss kommt, rechter Hand geht, besteht in einem grossen granitenen Mahltrog, welcher der vorwendischen Stein- oder Bronzezeit angehört und in die von mir *Brandenburgia* Jahrg. VI. S. 383 abgebildete Klasse der sogen. Hünenhacken gehört. Hufeisenförmig durch das Reiben mit einer Steinkugel ausgehöhlt, wodurch ein Rand entsteht, der aber bei längerem Gebrauch da, wo die quetschende Sklavin hantierte, fortfällt, sodass die überwiegende Menge der Hünenhacken so aussieht, als wäre eine Seite derselben abgeschlagen, was niemals beabsichtigt worden ist. Dieser sehr geräumige granitene Mahltrog, welcher von fleissigen germanischen Müllerinnen, Bäckerinnen und Köchinnen Jahrhunderte hindurch gebraucht worden sein mag, ist auf eine Unterpackung von Steinen gestellt, so dass er wie eine Schale mit Untersatz aussieht, mit Erde gefüllt und mit schönen Pflanzen besetzt. Im Volksglauben gilt dieser Stein als ein Opferaltar der alten Wenden, wozu wohl die Stellung des Mahltrogs auf dem Unterbau mit Veranlassung geboten hat.

Noch häufiger als im steinreichen Ober-Barnim, wohin Hohen-Finow gehört, finden sich die Hünenhacken in der gegenüberliegenden Uckermark. Hier werden diese Steine oftmals zu wirtschaftlichen Zwecken verwendet. Bei Herrn Amtmann Deegen auf Peelitz bei Chorin fand ich vor drei Jahren eine Hünenhacke unter dem Hofbrunnen als Traufstein. In Lunow fand ich am 2. September 1900 einen dergleichen flachen Trog, bei dem die Vorderseite noch nicht fortgeschlagen war, als Sitz vor der Thür des Bauern Wilhelm Polack, Hauptstrasse No. 11. — Eine sonderbare Verwendung nahm ich vor Jahren in dem Oderdorf Hohen-Saathen wahr. Ein wohlhabender Bauer hatte vor der Hinterwand seiner Scheune einen germanischen Mahltrog derartig angebracht, dass, wenn er seinen Ackerwagen mit der Deichsel nach der Hinterwand zu hineinschob, die Spitze der Deichsel von dem Mahltrog aufgefangen wurde. Ohne diesen seltsamen Ausbau hätte die ausgedreckte Deichsel nicht mehr ganz in der Scheune Raum gefunden. Diese Scheune ist inzwischen abgerissen.

In Greifswald (Neu-Vorpommern) kenne ich seit 25 Jahren einen solchen Trog, der vor einem Gasthof an der Ecke der Rakower- und Eisenbahn-Strasse liegt und als Fangstein für die Dachtraufe an der scharfen Ecke dient.

Der Fürst von Putbus hat, wie ich bemerkte, in seinem Park bei Schloss Putbus aus Rügen einen ganzen Hügel von Hünenhacken auf-türmen lassen. Bei dem Wirtshaus „Waldhalle“ in der Stubnitz, Halbinsel Jasmund, Insel Rügen, unweit Sassnitz hat der Wirt, wie

ich unlängst sah, um eine grosse Rotbuche herum eine Menge von Hünenhacken aus der Nachbarschaft gruppiert. Unter den dortigen und unter den Putbuser Exemplaren befinden sich ein paar Stücke, die doppelt, also unten und oben zu Mahltrögen ausgearbeitet sind. Dies sind sehr seltene Vorkommnisse, denen ich aus der Provinz Brandenburg nichts an die Seite stellen kann.

Das Alter der Hünenhacken anlangend, so habe ich schon angedeutet, dass sie bereits in der Steinzeit allgemein sind. Sie gehen aber auch durch die Kupfer- [und Bronzezeit. Bei Ausgrabung eines bronzzeitlichen Flachgrabes in der Stubnitz erhob ich selbst einen kleinen Mahltrog. Als der Abhang des grossen Hünengrabs Dubberwort nahe Sagard, Insel Rügen angegraben wurde, fand sich sofort eine Hünenhacke. — Bei den Steinkisten, in welchen sich in Hinterpommern und Westpreussen die bekannten Gesichturnen befinden, sind nicht selten Hünenhacken als Deck- oder Seitenplatten verwendet.

Ernst Friedel.

Stimmen über Berlin im Jahre 1864. In Harpers Handbook for travellers in Europe and the East by W. Pembroke Tetridge. New-York 1864 heisst es in Uebersetzung. „Mr. Laing (ein bekannter englischer Reisender) sagt: „Berlin hat die Miene der Metropole eines Königreichs von gestern: keine gotischen Kirchen, keine engen Strassen, keine phantastischen Giebel, keinen geschichtlichen Stein und Mörtel, keine Überlebsel des pituresken Alters, keine Erinnerung der alten Zeiten. Voltaire in seidenen Hosen und gepuderter Perrücke, Friedrich der Grosse in hohen Stiefeln und Zopf, und das französische klassische Zeitalter Ludwig XIV., sind die Männer und die Zeiten, an welche Berlin den Reisenden erinnert. Berlin ist eine Stadt von Palästen, das ist von ungefügten, kasernenartigen Gebäuden mit Pfeilern, Bildsäulen u. s. w. u. s. w.“

„Die Gegenstände (fährt nun Tetridge fort), welche das Auge in den Strassen von Berlin treffen, sind weite Fronten von Häusern, Ornamente, Bildsäulen, Inschriften, eine Verschwendung von Vergoldung, Wachtgebäude Schilderhäuser. Die Menschen sind Schildwachen, welche jeden Augenblick das Gewehr präsentieren, Offiziere mit Federn und Orden unaufhörlich passierend, Miets-Droschken (hackney droskies) herumratternd und Mengen wohlgekleideter Leute. Ein träger, aber ansehnlicher Fluss, die Spree, stagniert durch die Stadt, und das Geld, welches für Stuck und äusserlichen Schmuck der Häuser ausgelegt wird, würde mit Verdecken der offenen Rinnsteine, Anlegung einer Wasserleitung und Reinigung der Strassen und Entwässerungen viel besser verwendet. Dies indessen wird jetzt verbessert.“

Wenn Laing auch die mittelalterlichen Reste Berlins ganz totgeschwiegen und Tetridge manches übertrieben hat, so ist es doch nicht zu leugnen, dass Berlin auf die Fremden den Eindruck äusseren Scheinwesens machen musste, wenn sie damit den Zustand der Strassen und Brücken, des Pflasters und der offenen Rinnsteine verglichen. Die letzten 30 Jahre haben ja, Gott Lob! Wandel geschaffen.

E. Fr.

Fragekasten.

Fr. A. Wetterregeln. Die französischen Wetterregeln für März, April und Mai, welche zum Teil unseren deutschen genau gleichen und welche Sie wahrscheinlich meinen, sind u. a. folgende:

Proverbes du mois de mars:

Mars sec et chaud

Remplit caves et tonneaux.

Au commencement ou à la fin

Mars a poison et venin.

Proverbes du mois d'avril et de mai:

Au mois d'avril

Ne quitte pas un fil,

Au mois de mai

Va comme il te plaît.

Il n'est si gentil mois d'avril

Qui n'ait son chapeau de grésil.

E. Fr.

S. A. „Auf dem Jagdhund fahren“. Im Volksmunde bürgert sich die Redensart ein „auf dem Jagdhund fahren“, wenn man auf der Berliner Ringbahn um die Stadt herumfährt. Sie fragen: ob dieser Ausdruck daher kommt, dass man so schnell wie ein Jagdhund darauf herumfähre? Wir vermuten nein! Denn die Fahrt ist garnicht so jagdhundmässig schnell. Wir glauben vielmehr, dass die Redensart durch den in allen Wagenabteilen aushängenden Plan der Ringbahn entstanden ist, deren Trace mit dem Profil eines nach Westen schauenden Jagdhundes eine wirklich schlagende Ähnlichkeit besitzt. Die Nase liegt bei der westsüdlichen Biegung westlich Haltestelle Jungfernhaide, das Maul bei der Einmündung der Stadtbahn westlich von Bahnhof Charlottenburg, die Ohren liegen zwischen Haltestelle Central-Viehhof und Putlitzstrasse.

Fr.

Anfrage anlässlich des harten Winters. Die höchste Kälte seit 1850 kam in Norddeutschland im Winter 1850 selbst vor, indem am 22. Januar das Thermometer in Berlin bis auf Minus 25,0 Grad Celsius herunterging. Im gleichen Monat brachte es Königsberg i. Pr. auf Minus 30 Grad, Bromberg auf Minus 36,6 Grad Celsius. Nicht viel geringer war jedoch die Kälte auch im Winter 1893, in dem am 19. Januar Berlin Minus 23 Grad, Potsdam Minus 26 Grad und Blankenburg bei Berlin sogar Minus 32 Grad Celsius hatte. Am 16. Januar 1893 sank die Temperatur zu Königsberg i. Pr. wie im Januar 1850 bis auf Minus 30 Grad, am 18. Januar in Frankfurt a. O. bis auf Minus 26 Grad Celsius.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.